

A portrait of Gregor Gysi, a middle-aged man with glasses, wearing a light-colored suit jacket over a white shirt. He is standing with his arms crossed against a plain white background.

*Mein
Leben
in 13
Büchern*

GREGOR GYSI



aufbau

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

A portrait of Gregor Gysi, a middle-aged man with glasses, wearing a light-colored blazer over a white shirt. He has his arms crossed and is looking directly at the camera.

Mein
Leben
in 13
Büchern

GREGOR GYSI



aufbau

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Über das Buch

Wer liest, lebt mehr als ein Leben

Wir alle kennen sie: Geschichten und ihre Helden, die uns begleiten, Mut machen, Fragen aufwerfen und im Herzen bleiben.

Gregor Gysi begibt sich auf Erkundungstour durch Biografie und Bücherschätze. Wie klingt ein Gespräch zwischen ihm und Schiller? Welcher Lieblingsautor verbindet Churchill und den Elder Statesman der Linken? Und wer ist der rebellische Rotschopf, der ihn inspiriert?

»Mein Leben in 13 Büchern« – ein Lob des Lesens, eine Ode an das gedruckte Wort! Denn in einer Welt, die sich immer schneller dreht, schenken uns Bücher etwas Unbezahlbares: Halt und Zuversicht, Lust auf Widerspruch und Horizonte.

Herausgegeben von Hans-Dieter Schütt

Über Gregor Gysi

Gregor Gysi, geboren 1948 in Berlin, war jüngster Rechtsanwalt der DDR, vertrat Bürgerrechtler wie Rudolf Bahro. 1990–2002 und 2005–2015 war er Fraktionsvorsitzender der PDS bzw. der Linkspartei im Bundestag.

Alle lieferbaren Titel sehen Sie unter aufbau-verlage.de.

ABONNIEREN SIE DEN **NEWSLETTER** DER **AUFBAU VERLAGE**

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>


Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Gregor Gysi

Mein Leben in 13 Büchern

Herausgegeben von Hans-Dieter Schütt

 aufbau *digital*

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Motto

Hölderlin und Rilke im Parlament? — Statt eines Vorwortes

Erster Teil

»Ineinander zusammenbrechen« — Das goldene Notizbuch
von Doris Lessing

Der Sieg des kleinen Setzers über Hitler — Mein Leben
von Marcel Reich-Ranicki

Glut der Freundschaft — Die rote Zora und ihre Bande von
Kurt Held

Die Bibel — Nach der Übersetzung von Martin Luther

Kutsche und Karriere — Der Untertan von Heinrich Mann

Lesen und Schreiben - ein Alphabet

Anmut

Blechnapf

Chandler

Drostes Hommage

Eselsohren
Formvollendet
Graf und Gefängnis
Heym: Post aus Ost-Berlin
Indianer oder »Indianer«
Juwel Konjunktiv
Kin Ping Mei
Lust und Last
Metro-Magie
Nach Rom!
Ohne Starrkrampf
Pfennig-Ware, so kostbar
Querlesen
Rauchen und Beten
Signierstunde
Thora-Tragödie
Umlaufbahn und Umschau
Vorsilbe
Weltreiche und Stecknadeln
X ...
Yacht und Unglück
Zukunft

Zweiter Teil

Margarete! — Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil
von Johann Wolfgang von Goethe
Schrecken und Befreiung — Mario und der Zauberer von
Thomas Mann
»Lange kann es ja nicht mehr dauern« — Briefe aus dem

Gefängnis von Rosa Luxemburg

Wahrheit ist Bewegung — Nathan der Weise von Gotthold
Ephraim Lessing

Mit weißem Kragen ins Moor — Der Hund von Baskerville
von Arthur Conan Doyle

Traumspiel ohne Grenzen — Das Kommunistische Manifest
von Karl Marx und Friedrich Engels

Eine kleine Schatzheberei — Im »Gespräch« mit Friedrich
Schiller und Georg Büchner

Zum Sturz reicht ein zerrissner Strumpf — Friedrich
Schiller über Tiger, Verführungen und stille Freude
Auf irgendeinem Esel muss man reiten — Georg
Büchner über Eisen und Brot, Menschennatur und
Larifari

Dritter Teil

Das Prinzip Hoffnung, ohne Pathos — Die hellen Haufen
von Volker Braun

Plötzlich ist der Mond im Weg — Paul allein auf der Welt
von Jens Sigsgaard

Lesen, und zwar die Leviten — Zum Schluss: zehn neue Gebote und ein elftes

Literaturverzeichnis

Erster Teil

Zweiter Teil

Eine kleine Schatzheberei - Im »Gespräch« mit Friedrich
Schiller und Georg Büchner

Dritter Teil

Impressum

Wer von diesem Buch begeistert ist, liest auch ...

Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! – Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. – Ei, so habt doch endlich die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen – aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

*JOHANN WOLFGANG VON GOETHE
(IM GESPRÄCH MIT JOHANN PETER ECKERMANN,
6. MAI 1827)*

Hölderlin und Rilke im Parlament?

Statt eines Vorwortes

HANS-DIETER SCHÜTT: Herr Gysi, wer in der Politik tätig ist, weiß um die Macht des Wortes, und man weiß als Politiker auch um das Wort »Macht«.

GREGOR GYSI: Wort, Macht, ja ... Ersteres wird meistens benutzt, um Zweiteres zu erreichen.

SCHÜTT: Es gibt in Wahlkämpfen das versprochene Wort, danach oft das gebrochene Wort, und das lässt mich nicht nur an Friedrich Merz und seinen Bundestagswahlkampf denken.

GYSI: Das stimmt. Es gibt das richtige Wort zur richtigen Zeit, aber auch das richtige Wort im falschen Moment. Und das falsche Wort, so scheint es mir, nimmt überhand. Worte gibt es für alle Gelegenheiten. Manchmal ist schon ein einziges Wort zu viel, und oft fehlen uns die Worte ...

SCHÜTT: Wir kennen das Vorwort und das Nachwort, das Ehrenwort und das Unwort, das Kennwort und das Passwort.

GYSI: ... Natürlich hat auch in dieser Sache kein Geringerer als Goethe das Treffendste parat, seinen Mephisto lässt er im *Faust* sarkastisch sagen: »Denn eben wo Begriffe fehlen, / Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. / Mit Worten läßt sich trefflich streiten, / Mit Worten ein System

bereiten, / An Worte läßt sich trefflich glauben, / Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.«

SCHÜTT: Mit Goethes *Faust* sind wir beim Thema: Worte werden Bücher.

GYSI: Und mein Leben nun in 13 Büchern! Das klingt zunächst so, als hätte ich es beim Lesen von Büchern nur ganz knapp übers Dutzend geschafft. Stimmt natürlich nicht. Es passen viel mehr Buchtitel in mein Leben, und mein Leben ließe sich umgekehrt auch mit weit mehr Büchern beschreiben. Aber die Auswahl der 13 Bücher passt, und ich halte die Zahl im Übrigen nicht für eine Unglückszahl.

SCHÜTT: Haben Sie eine Lieblingszahl?

GYSI: Die 7, das ist nach meinem Empfinden eine bemerkenswerte, weil krumme, kantige, sperrige Zahl. Und sie kommt in vielen Kunstwerken vor. Ich denke da an die Filme »Die sieben Samurai« und »Die glorreichen Sieben«. James Bond ist auch bekannt als Agent 007. »Über sieben Brücken mußt du gehn« hat die DDR-Rockband Karat gesungen. Die sieben Todsünden. Das tapfere Schneiderlein, das »Sieben auf einen Streich« erlegt. Überhaupt ist die Zahl 7 im Märchen sehr präsent und symbolträchtig: *Die sieben Schwaben*, *Die sieben Raben*, *Der Wolf und die sieben Geißlein*. Gibt es nicht auch sieben Bände von *Harry Potter*? Und heißt es nicht, wieder bei Goethe, die Zeiten der Vergangenheit seien uns »ein Buch

mit sieben Siegeln«?

SCHÜTT: Das Buch der Zukunft hat mehr.

GYSI: Siegel? Bestimmt. Aber sagen Sie jetzt nicht: 13 ...

SCHÜTT: Das reicht bei Weitem nicht. Wir bleiben trotzdem bei der 13.

GYSI: Klar, mir fällt da zum Beispiel auch einer der frühen Romane von Agatha Christie ein: *Dreizehn bei Tisch*. Christie, deren Namen ich übrigens Deutsch ausspreche, hat fantastische Detektivfiguren wie Hercule Poirot oder die legendäre Miss Marple erschaffen und über 60 Kriminalromane geschrieben.

SCHÜTT: In einem Podcast haben Sie Bücher aufgezählt, die man unbedingt gelesen haben sollte.

GYSI: »Sollte« schon mal gar nicht!

SCHÜTT: Sie nennen: *1984* von George Orwell, *Der große Gatsby* von F. Scott Fitzgerald, die *Ilias* und die *Odysee* von Homer, Tolstois *Krieg und Frieden*, *Die Blechtrommel* von Günter Grass und Hermann Kants *Die Aula*.

GYSI: Dicke Bretter! Aber lenken Sie mich nicht auf diese Hitlisten-Schiene. Das ist und bleibt immer auch ein Abstellgleis.

SCHÜTT: Müsste man nicht auch noch ...

GYSI: Nein! Nicht noch mehr Titel! Außer in der Schule gibt es nirgendwo und zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Lesepflichten. Meines Erachtens sollte man die Menschen nicht mit umfangreichen Listen wie »Die 100 besten Bücher

der Welt« oder »Diese Werke der Weltliteratur muss man gelesen haben« einschüchtern. Das nimmt den Spaß am Lesen und Entdecken. Und ich mag den Absolutheitsanspruch daran nicht. Zudem kann man sowieso nicht allen Empfehlungen folgen.

SCHÜTT: Ihre Mutter Irene war Verlagschefin bei Rütten & Loening, Ihr Vater Klaus leitete den Aufbau-Verlag, später war er Kulturminister, Botschafter in Italien, Staatssekretär für Kirchenfragen. Wenn man Sie nach Privilegien in Ihrer Kindheit und Jugend fragt, wehren Sie ab: keine.

GYSI: Nein, das stimmt so nicht. Ich betone nur immer, dass es bei uns daheim nicht diese landläufigen Privilegien für höhere SED-Funktionäre gab. Ich war zum Beispiel nie in einem Ferienhaus des Apparates, nie im Regierungskrankenhaus. Als mein Vater Botschafter in Italien war, durfte ich ihn nicht besuchen. Aber was es in unserer Familie gab, auch nach dem Mauerbau, das war regelmäßiger Besuch, und zwar aus Frankreich, Südafrika, Belgien, England, Holland und aus den USA.

SCHÜTT: Eine Seltenheit für Familien in der DDR!

GYSI: Das waren für mich als Kind Schulen der Weltoffenheit. Es waren Freunde meiner Eltern aus dem Exil und Verwandte, weit verstreut auf den Kontinenten. Da war zum Beispiel ein reicher französischer Unternehmer, der die Kommunistische Partei Frankreichs unterstützte. Er kam auch schon vor dem Mauerbau öfters zu Besuch. Zum

Beispiel im Juni 1961, da lud er meine Schwester und mich in seinen Mercedes ein, und wir fuhren, ohne jeden Anlass, die Pracht West-Berlins ab, Kurfürstendamm, Funkturm, Avus, es gab ein Essen im Hilton, er fuhr uns sogar durchs Brandenburger Tor. Wenige Wochen später wurde die Mauer gebaut. Hatte unser Vater eine Ahnung? Hat er diese Rundfahrt organisiert, weil er sein schlechtes Gewissen beruhigen wollte? Denn im Gegensatz zu den meisten Mitschülern durften wir, sehr zu unserem Leidwesen, nicht nach West-Berlin ins Kino. Nun dieser exklusive Ausflug kurz vor Torschluss, kurz vor dem 13. August 1961 ...

SCHÜTT: Keine landläufigen Privilegien – welche denn noch?

GYSI: Da war vor allem jene Besonderheit, die sich aus der verlegerischen, kulturpolitischen Tätigkeit meiner Eltern ergab: die sehr, sehr vielen Bücher im Haus.

SCHÜTT: Der Dichter Thomas Brasch schrieb in einem Gedicht: »Wer durch mein Leben will, / muss durch mein Zimmer.« Wohnung, Zimmer – das bedeutet auch: Bücher und Schreiben. In ihrem Essay *Ein Zimmer für sich allein* von 1929 nennt die britische Schriftstellerin Virginia Woolf zwei Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit auch Frauen »große Literatur« produzieren konnten: »Fünfhundert Pfund im Jahr und ein eigenes Zimmer«. Nicht gerade stattlich.

GYSI: Das erinnert mich an einen meiner Schulfreunde. Er wohnte im Haus gegenüber, es war in den Fünfzigerjahren,

in Berlin-Johannisthal, seine Mutter war alleinerziehend, der Vater war im Krieg geblieben, im Haushalt dort gab es nur zwei Bücher, die Bibel und ein Kochbuch. Mein Freund wurde katholisch erzogen, was in der DDR ja auch nicht gerade förderlich für die Entwicklung war – und trotzdem ist er Oberarzt geworden.

SCHÜTT: Eine Gesellschaft muss Bildung ermöglichen. Muss sie auch Herzensbildung betreiben?

GYSI: So wie gute Literatur? Eine Gesellschaft hat kein Herz. Das hat nur der einzelne Mensch. Aber was eine Gesellschaft bieten kann, ja bieten muss, ist Chancengleichheit. Wissen Sie, ich hatte Glück mit meinem Elternhaus, mit meinem beruflichen Weg und mit meinem Freundeskreis, ich durfte mich immer irgendwie angeregt fühlen, und das von Beginn an.

*

SCHÜTT: Lesen ist auch Augenpflege.

GYSI: Augenpflege?

SCHÜTT: Unsere Augen haben ein Recht darauf, von bestimmten Büchern verschont zu werden.

GYSI: Natürlich soll und kann man nicht alles lesen! Schön, wenn etwas offenbleibt. Es ist doch auch ein Wert, mit einem unerfüllten Wunsch in der Welt zu sein. Es ist ein gutes Zeichen, wenn man bedauert, dieses oder jenes Buch

(noch) nicht gelesen zu haben. Schlimm wird es nur, wenn man gleichgültig wird.

SCHÜTT: Jeder Gang in eine Buchhandlung zeigt uns zudem: Der Strom der sinnvoll oder sinnlos zusammengefügt Buchstaben nimmt kein Ende. Auf jeden Versuch eines Buches antwortet ein nächster. Es wird geschrieben und geschrieben, wahrscheinlich, weil Schriftstellerinnen und Schriftsteller auf der Suche nach dem besten Wort nur immer das zweitbeste finden ...

GYSI: Im besten Falle!

SCHÜTT: ... und sie also suchend weiterschreiben.

GYSI: Eines hält alle Autorinnen und Autoren am Leben, und uns Leserinnen und Leser hält es an der Literatur: Wir haben zwar gern das erste Wort und finden alle möglichen folgenden, aber das letzte Wort, wo und wann auch immer, hat glücklicherweise niemand.

SCHÜTT: Schön, wenn diese Einsicht sogar von einem Politiker kommt. Zumindest in der Theorie.

GYSI: Wer in der Politik etwas zu sagen haben will, wird immer geschickter in dem, was er nicht sagt. Das ist eine gesicherte Erfahrung. Und wissen Sie, warum? Man möchte die Wählerschaft nicht verprellen, denn in der Politik geht es meist um Mehrheiten, nicht um Wahrheiten.

SCHÜTT: Lesen Sie gern Gedichte?

GYSI: Ja, aber lieber als reimlose Gedichte lese ich Balladen. Ansonsten Kurzgeschichten und Romane.

SCHÜTT: Haben Sie je Gedichte geschrieben?

GYSI: Nein, auch nicht in der Jugend, wo das für viele üblich ist.

SCHÜTT: Nicht mal ganz heimlich?

GYSI: Nein, das ist so ein Punkt, der mit meiner Lebensart zu tun hat. Ich versuche, möglichst Dinge nicht zu tun, die ich nicht kann.

SCHÜTT: Martin Walser hat in einem Interview die alte Idee bekräftigt, Abgeordnete im Parlament sollten, bevor sie mit ihrer Rede beginnen, ein paar Verse eines Dichters vortragen. Der Präsident oder die Präsidentin des Bundestages bei der Eröffnung einer Sitzung sowieso. Das ergäbe sofort eine andere Grundstimmung – gegen das Geläufige. Ihr Freund, der Theaterregisseur Frank Castorf, sagt in einem Zeitungsinterview: »Schalten Sie mal Phoenix ein und hören Sie, was da für Geräusche im Bundestag abgesondert werden.«

GYSI: Ein Gedicht ... Merz spricht womöglich Hölderlin? Und Frau Klöckner greift zu Rilke?

SCHÜTT: Und Heidi Reichinnek von der Linken rezitiert Gottfried Benn. Immer nach dem schauen, was einem möglicherweise fremd ist.

GYSI: Ist das nicht ein wenig daneben?

SCHÜTT: Die leisen Dichter wären die besten.

GYSI: Der Bundestag ist laut. Aber er soll ja auch nicht leise sein. Allerdings auch nicht noch lauter. Es geht auch

überhaupt nicht um Lautstärke, sondern um Lauterkeit.

SCHÜTT: In der Politik?! Sie kommen nicht drumherum:

Welches Gedicht fällt Ihnen fürs Entree am Rednerpult ein?

GYSI: Vielleicht eine Ballade von Schiller.

SCHÜTT: Das geht nicht. Schon gar nicht bei Ihnen. Zu lang!

Das wäre ein zu offensichtliches Schinden von mehr Redezeit. Aber ich merke, Sie wollen nicht wirklich. Ich gebe also auf. Empfinden Sie Scheu vor großer Dichtung?

GYSI: Schiller zu lesen, als Beispiel, das ist kein Spaziergang.

Wissen Sie, womit meine Scheu zusammenhängt? Mit gewissen Vereinfachungspflichten. Die öffentliche politische Sprache muss verständlich bleiben. Sie muss übersetzen. Die Leute müssen erkennen und nachvollziehen können, was wir wollen. Wir sind nicht um unseretwillen da. Wenn wir etwas für die Leute erreichen wollen, müssen wir sie – erreichen. Möglichst viele.

SCHÜTT: Was bedeutet das: Übersetzung?

GYSI: Es ist eine der wichtigsten Techniken in der Politik.

Ernst Reuters »Schaut auf diese Stadt« im Sommer 1948, John F. Kennedys »Ich bin ein Berliner« 1963 vor dem Rathaus Schöneberg, Willy Brandts »Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört« am 3. Oktober 1990, Barack Obamas Wahlkampf-Slogan aus dem Jahr 2008 »Yes, we can«, Angela Merkels Ausspruch »Wir schaffen das« im August 2015 – das sind Beispiele für den Willen, komplizierte Zusammenhänge auf den Punkt bringen zu

wollen.

SCHÜTT: Es geht darum, das Denken zu beeinflussen. Das geht manchmal nur, indem man Mittel anwendet, die aus der Werbung kommen.

GYSI: Losungen sind natürlich keine Lösungen.

SCHÜTT: Und schon gar keine Literatur!

GYSI: Aber eine Kraft, die Reaktionen auslöst, besitzen manche Losungen durchaus. Übersetzen heißt: Vereinfache, aber sei kein Simpel! Lass weg, aber lüge nicht! Spitze zu, aber übertreibe nicht! Ergreif das Wort, aber werde nicht übergriffig.

SCHÜTT: Schiller haben Sie schon erwähnt, hier nun die fällige deutsche Alternativfrage: Goethe oder Schiller?

GYSI: Friedrich Schiller war ein hervorragender Dramatiker, natürlich auch ein großer Balladendichter. Johann Wolfgang von Goethe war nicht nur hochintelligent, sondern auch in außergewöhnlichem Maße vielseitig. Er agierte als Minister und in den Naturwissenschaften. Sein *Faust* ...

SCHÜTT: Eines der 13 ausgewählten Werke für dieses Buch.

GYSI: Sein *Faust* ist genial, weil unerschöpflich. Allein der Satz »Es irrt der Mensch, solange' er strebt« steht als Mahnung über uns allen.

SCHÜTT: Er stimmt, dieser Satz?

GYSI: Und ob! Es ist aber keine Aussage, die sich gegen das Streben richtet, sondern gegen die Anmaßung, das Streben habe ein erreichbares Endziel. Wir sind und bleiben in

allem, was wir tun, nur Versuch und nur Fragment – und eben Irrtum. Was stets neue Versuche erforderlich, aber eben auch möglich macht. Aber um nochmal auf Ihre Frage zu kommen: Ich entscheide mich nicht gern zwischen Goethe und Schiller, und wie bereits angedeutet: Ranglisten und Kanons langweilen mich.

SCHÜTT: Wer sie aufstellt, will nur sich selbst erhöhen?

GYSI: Wenn ich das schon höre: »Die besten 100 Bücher« zwischen vorgestern und heute Mittag!

SCHÜTT: 13 Bücher Ihres Lebens! Auch eine Hitliste!

GYSI: Für mich geht es um die Frage, welche Bücher mich besonders berührt haben, was sie mir bedeuteten und bedeuten. Eine Auswahl, mehr nicht! Wie bei jedem anderen Urteil müsste man auch bei Lese-Erlebnissen Ort und Datum beifügen; kein Eindruck ist ja frei von Beeinflussung durch Zeit und Raum.

SCHÜTT: Wann lesen Sie überhaupt, bei Ihrem vollen Terminkalender?

GYSI: Ja, meistens muss ich auch bei längeren Fahrten arbeiten, das heißt, ich beantworte E-Mails und andere Posteingänge, bereite Reden und anderes vor. Aber wenn ich Zeit habe, lese ich. Auf Zugfahrten, im Flugzeug oder wenn ich im Auto gefahren werde – und vor allem im Urlaub.

SCHÜTT: Welche Art Bücher nehmen Sie mit in die Sommerferien?

GYSI: Klassik, Krimis und bestimmte Gegenwartsliteratur.

SCHÜTT: Benutzen Sie beim Lesen Buchhüllen?

GYSI: Nein.

SCHÜTT: Auch früher nicht?

GYSI: Auch früher nicht.

SCHÜTT: Ein Kulturgut, das aus der Mode kam ... Ordnen Sie Ihre Bücherregale zu Hause nach einem bestimmten Prinzip?

GYSI: Bei der Belletristik schon. Bei Sachbüchern herrscht ein gewisses Durcheinander. Literarische Werke teile ich zunächst nach Sprachen ein. Deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller stehen woanders als jene Bücher, die aus dem Französischen oder aus anderen Sprachen übersetzt wurden. Und dann ist alles alphabetisch nach den Nachnamen der Autorinnen und Autoren sortiert.

SCHÜTT: Haben Sie die Bibel vollständig gelesen?

GYSI: Ich habe viel in der Bibel gelesen, ja. Vollständig? Nein.

SCHÜTT: Auch auf dieses Buch kommen wir noch zu sprechen.

GYSI: Aus gutem Grund! Der Publizist und Theologe Friedrich Schorlemmer nennt den Evangelisten Lukas einen »christlichen Sozialrevolutionär«, einen »Schriftsteller«. Die Gleichnisse »Vom verlorenen Sohn« und »Vom barmherzigen Samariter« wecken Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Blinde und Lahme an den Tisch! Ausgestoßene in unsere Mitte! Schmutzigen die Hand

gereicht! Zitat Brecht: »Glück ist Hilfe.« So heißt es in seinem Gedicht »Vom Glück«. Und Dostojewskis *Der Großinquisitor* kommt einem in den Sinn: Käme Jesus von Nazareth wieder, er würde kaum willkommen geheißen: ein Ketzer, ein Anarchist.

SCHÜTT: Wie gut kennen Sie den Koran?

GYSI: Ich habe ihn zu Hause und habe mir für mein spätes Rentenalter vorgenommen, darin zu lesen.

SCHÜTT: Welches Buch wollten Sie ein Leben lang lesen, sind aber nie dazu gekommen?

GYSI: Ich besitze zehn Bände einer in der Sowjetunion erschienenen und ins Deutsche übersetzten Weltgeschichte. Die wollte ich immer lesen, aber tatsächlich fehlte bis heute die Gelegenheit.

SCHÜTT: Brauchen Sie ein Buch zum Einschlafen?

GYSI: Nein!

SCHÜTT: Lesen Sie auf dem Tablet oder mit einem E-Book-Reader?

GYSI: Das mache ich gelegentlich, wenn ich verreise und mir Bücher im Gepäck zu schwer sind.

SCHÜTT: Hatten Sie schon mal das Gefühl, Literatur rette Ihnen irgendwie das Leben?

GYSI: Im direkten Sinne? Nein, das schafft auch Literatur nicht!

SCHÜTT: Literatur arbeitet gegen den Tod.

GYSI: Meine schwache Fantasie (nein, ich kokettiere nicht!)

macht es unmöglich, mir den Tod vorzustellen.

SCHÜTT: Er ist gewiss.

GYSI: Ach? Ich möchte so lange leben, bis es zu beschwerlich wird.

SCHÜTT: Mögen Sie utopische Romane?

GYSI: Nicht besonders.

SCHÜTT: In Ihrer Arbeit als Anwalt ging es vor vielen Jahren um ein Buch, das in der DDR nicht erscheinen durfte: *Die Alternative* von Rudolf Bahro. Den einstigen Genossen Gysi gefragt: Las man so etwas Dissidentisches ohne jede Gefahr, sich anstecken zu lassen?

GYSI: Ich war nicht Anwalt der politischen Positionen meiner Mandanten. Es ging um strafrechtliche oder vermeintlich strafrechtliche Dinge. Angeklagt war Rudolf Bahro wegen Nachrichtenübermittlung und Geheimnisverrats, auch wegen der Übermittlung seines fundamental kritischen philosophisch-ökonomischen Manuskripts *Die Alternative* in den Westen. Nur einen Tag nach dem Vorabdruck seines Buches im *SPIEGEL* im August 1977 wurde Bahro verhaftet. Er war ein überzeugter Sozialist, der einen logischen Ausweg aus der allgegenwärtigen Misere der Gesellschaft wies.

SCHÜTT: Es war die Zeit nach der Biermann-Ausbürgerung.

GYSI: Viele Künstler nahmen kein Blatt mehr vor den Mund. Schriftsteller und Schriftstellerinnen wirkten verstärkt als kritische Stimmen, mussten im öffentlichen Raum plötzlich ganz anders akzeptiert werden. Aber solche unbequemen

Töne jetzt ausgerechnet aus den Reihen der Partei selbst?
Für die SED-Führung nicht akzeptabel! Der Fall hat mich
aufgewühlt.

SCHÜTT: Trotzdem nochmal die Frage: Wie liest man so ein
fundamental oppositionelles Buch? Als Mitglied der SED.

GYSI: Ich stand ja mitten in den Konflikten, die so viele
Menschen im Land, in der Partei bewegten. Einerseits war
da die Vorstellung, man könne und müsse den Sozialismus
reformieren. Andererseits war man mit Rücksichtnahme
beschäftigt, mit Disziplin, mit Hoffnung, die Dinge würden
allmählich besser werden.

SCHÜTT: »Man« ... Nicht alle! Es gab sehr Mutige.

GYSI: Es ist paradox: Mit seiner Courage lieferte Bahro mir
Argumente für einen gewissen Opportunismus.

SCHÜTT: Wie das?

GYSI: In seinem Buch *Die Alternative*, das ihn ins Gefängnis
brachte, hatte Bahro geschrieben, im sozialistischen Lager
könne es an der Peripherie, also in den einzelnen
sozialistischen Ländern, nicht zu Reformen kommen, weil
Moskau in jedem Falle Panzer schicke. Siehe Prag 1968. Nur
dann, wenn es direkt in Moskau zu einem Beben käme,
hätten Umwälzungen Erfolg. Denn von woher sollten gegen
Moskau die Panzer kommen, um ein Aufbegehren zu
zerschlagen? Das war für mich ein Hoffnungszeichen, aber
eben auch eine Art Legitimation für ein notwendiges
Abwarten: Es muss erst in der Sowjetunion rumoren (was

dann mit Michail Gorbatschow eingeleitet wurde), ehe auch bei uns der innere Beton aufbrechen kann.

SCHÜTT: Sie haben in einem Ihrer Bücher geschrieben, dass es für Sie im Gerichtssaal der schwärzeste Moment war, als das Strafmaß gegen Bahro verkündet wurde.

GYSI: Ja. Acht Jahre Freiheitsstrafe, das war ein herbes Urteil. Das Verfahren gegen Bahro ging mir ans Gemüt.

SCHÜTT: Sie mochten ihn.

GYSI: Ja. Aber am Strafmaß war leider nicht zu rütteln. Ich schlug eine Amnestie vor. Selbstredend erfuhr ich nichts über den Fortgang der Dinge. Plötzlich jedoch kam eine Amnestie. Bahro wurde deutlich früher entlassen. Beim außerordentlichen Parteitag der SED im Dezember 1989, in jener Zeit der Erneuerung, setzte ich mich dafür ein, dass er eine halbe Stunde sprechen durfte. Was für ein Ereignis: Ein angeblicher Staatsverbrecher ergreift das Wort auf einer Veranstaltung jener Partei, die ihn einst zu Unrecht verurteilte. Er ist übrigens 1990 vom Obersten Gericht der DDR rehabilitiert worden.

SCHÜTT: Haben Sie Ihr SED-Parteibuch noch?

GYSI: Aha, jetzt kommen Sie zum bibliophilen Teil. Ja, das habe ich noch, aber nicht das erste.

SCHÜTT: Welche Zukunft hat das gute alte Buch?

GYSI: Ich glaube, dass jüngere Generationen häufiger und selbstverständlicher zum Tablet greifen, als ich es tun würde. Das bedeutet aber nicht, dass das gedruckte Buch

verschwindet. Im Gegenteil. Es lässt sich gerade bei sehr jungen Menschen eine Vorliebe für alles Analoge beobachten, Bücher-Clubs sind wieder in Mode. Solche Retro-Trends gibt es ja immer wieder, man denke nur an die Schallplatte, die seit einiger Zeit ihr Comeback feiert. Das sind so Pendelbewegungen. Ein Buch aus Papier macht beim Umblättern Geräusche, es hat einen ganz bestimmten Geruch. Und es sieht schön aus.

SCHÜTT: Seinem Roman *Was für ein schöner Sonntag!* stellt Jorge Semprún ein Motto von Milan Kundera voran: »Der Kampf des Menschen gegen die Macht ist der Kampf der Erinnerung gegen das Vergessen.« Es darf auch an *Fahrenheit 451* erinnert werden. Ray Bradbury schrieb diesen Roman, François Truffaut verfilmte ihn Mitte der 1960er-Jahre. Es ist das Porträt eines Widerstandskampfes – in einer Gesellschaft, die Bücher als unglückstiftend ansieht, sie gesetzlich verbieten lässt.

GYSI: Ja, die Feuerwehr hat in diesem Roman den Auftrag, nach Büchern zu fahnden und sie zu verbrennen, um einen gesellschaftlichen Frieden zu sichern, der keine Aus- und Aufbrüche duldet und der das selbstständige, nicht systemkonforme Denken als gefährlich erachtet. Aber es gibt eine Gruppe, die »Büchermenschen«, die ganze Bücher auswendig lernen, um sie für die Nachwelt zu erhalten.

SCHÜTT: Eine noch gültige Parabel?

GYSI: Noch immer gibt es auf der Welt Verbote für das

kritische Wort. Und noch immer darf manche Erzählung nur wie ein Kassiber weitergegeben werden. Sie haben Semprún zitiert, und er hat recht: Alles, was auf der einen Seite an Büchern so selbstverständlich, auch geltungssüchtig auf den Markt geworfen wird, das hat auf der anderen Seite einen heimlichen Zwilling: das mundtot Gemachte.

SCHÜTT: Wo beginnt Zensur?

GYSI: Wenn du schon vor deinen eigenen Gedankenblitzchen zusammenzuckst, ohne überhaupt etwas ausgesprochen zu haben.

*

SCHÜTT: »Mein Leben in 13 Büchern« ...

GYSI: Natürlich schreibe ich über die ausgewählten Bücher keine Rezensionen, ich will kein Analytiker sein, ich interpretiere und bewerte nicht. Ich äußere mich gewissermaßen als Liebhaber. Ich bleibe persönlich.

SCHÜTT: Manchmal liest man etwas und fragt sich: Woher weiß der Autor oder die Autorin das von mir? Kennen Sie dieses Gefühl?

GYSI: In ihrem Buch *Und wieder die Liebe* schreibt meine Tante Doris Lessing: »Aber ist es nicht außerordentlich merkwürdig, wie einem der Zufall Bücher in die Hände spielt, die etwas mit der eigenen Situation oder

Lebensphase zu tun haben?« Schon meine Kindheit und die meiner Schwester wäre ohne Literatur nicht zu erzählen. Woran denke ich? Auf jeden Fall noch immer an die Zeit, in der wir Kinder vorgelesen bekamen und gebannt zuhörten, wenn sich die vorlesende Stimme, wer immer es war, an besonders spannenden oder nachdenklichen Stellen eines Buches hob oder senkte. Ich erinnere mich daran, dass unsere Haushälterin, wir nannten sie Schätzi, eine besonders gute Geschichtenvorleserin war.

SCHÜTT: Der Bergsteiger Reinhold Messner schrieb das Buch *13 Spiegel meiner Seele*.

GYSI: Die Seele ist, wenn man der Weltliteratur glaubt, ein Spiegelkabinett.

SCHÜTT: Das bedeutet eigentlich Gefahr, denn wenn man sich selbst nachforscht und nachsteigt, verliert man leicht die Orientierung.

GYSI: Trotzdem, ich will sie nicht aufgeben, die Suche nach Orientierung. Nach dem, was einem Halt gibt.

SCHÜTT: Sie möchten mit dem Blick auf die Bücher Ihres Lebens etwas von der schönen Gegenkraft vermitteln, die in Büchern steckt, oder? Dieser Kraft gegen das Dröge, das Graue, das Gepresste.

GYSI: Es gibt den tollen, weisen Satz: Sagen lassen sich die Leute nichts, erzählen alles. Ja, Gegenkraft ist gut.

SCHÜTT: Machen wir uns Vorschriften nur dann zu eigen, wenn sie als Buchstabensuppe vorliegen!

GYSI: Auch eine gute Idee. Es lebe das H in der Suppe!

SCHÜTT: Lesen bedeutet Neugier.

GYSI: Ja, zuhören, wie es anderen erging. Im Vorfeld der Jugendweihe besuchten wir als Schulklasse eine öffentliche Gerichtsverhandlung in Berlin. Angeklagt war ein junger Mann, schon mehrfach vorbestraft, der einen Älteren zusammengeschlagen und ausgeraubt hatte. Die Staatsanwaltschaft beantragte sechs Jahre Freiheitsstrafe, das Gericht folgte diesem Antrag. Eine ziemlich hohe Strafe, fand ich, und mir fiel auf, dass dem Angeklagten kein Verteidiger zur Seite stand. Das wäre heute, angesichts eines so schweren Urteils, undenkbar. Zudem erfuhr man in der Verhandlung fast nichts über diesen Täter, das störte und bewegte mich, denn die Suche nach sozialen Hintergründen und die Frage nach seelischen Abgründen hätten mich sehr interessiert. Dieses Erlebnis wurde mir Jahre später wieder bewusst, als ich über meine Entscheidung nachdachte, nach dem Studium unbedingt als Rechtsanwalt zu arbeiten. Und wenn wir jetzt über das Lesen und Bücher sprechen, fällt mir diese Gerichtsverhandlung wieder ein, also das, was mir damals fehlte. Solche Leerstellen füllt Literatur.

SCHÜTT: Sich auf unterschiedlichste Menschen einzustellen – ist das eine der schönen Herausforderungen des Anwaltsberufes?

GYSI: Ja. Der Beruf befördert das Verständnis und das

Differenzierungsvermögen. Das Urteil über eine Sache gewinnt seinen Wert aus vorheriger Betrachtung all der Aspekte, die einander widersprechen.

SCHÜTT: Kann man sagen, dass Ihnen weder die Anklage noch die Verurteilung liegt?

GYSI: Absolute Festlegungen stimmen fast nie. Aber ja ... Staatsanwalt oder Richter wollte ich nie werden. Das ist keine Abwertung dieser Tätigkeiten, aber mein Naturell ist eben anders. Als Politiker in der Opposition polemisiere ich, lehne ich ab, attackiere ich, klar. Doch so, wie ich vor Gericht Hemmungen hätte, jemanden zu verurteilen, in dessen Situation ich nicht gesteckt habe, so führt mir auch in der Politik – so paradox das klingen mag – die Vorsicht das Wort. Wir gehen ans Rednerpult, um Ausrufezeichen zu setzen, aber wir sollten immer auch Sätze bilden, in denen das Fragezeichen enthalten bleibt.

SCHÜTT: Fragezeichen – an wen gerichtet?

GYSI: Auch an uns selbst.

SCHÜTT: Nun sprechen wir hier ja über Literatur ...

GYSI: Literarischer Angriff und anwaltliche Verteidigung können eine überzeugende Einheit bilden.

SCHÜTT: Wie meinen Sie das?

GYSI: Mir fällt Karl Marx ein. Mir imponiert, wie er in seiner Schrift *Der Bürgerkrieg in Frankreich* die Pariser Kommune verteidigt, als stünde er als deren Verteidiger direkt im Gerichtssaal und schmetterte sein Plädoyer in die Gesichter

der Feinde. Darf ich vorlesen? »Die Kommune, rufen sie aus, will das Eigentum, die Grundlage aller Zivilisation, abschaffen! Jawohl, meine Herren, die Kommune wollte jenes Klasseneigentum abschaffen, das die Arbeit der vielen in den Reichtum der wenigen verwandelt. Sie beabsichtigte die Enteignung der Enteigner. Sie wollte das individuelle Eigentum zu einer Wahrheit machen, indem sie die Produktionsmittel, den Erdboden und das Kapital, jetzt vor allem die Mittel zur Knechtung und Ausbeutung der Arbeit, in bloße Werkzeuge der freien und assoziierten Arbeit verwandelt. – Aber dies ist der Kommunismus, der ›unmögliche‹ Kommunismus!« Grandios, diese Sprache! Und grandios, wie wahr das geblieben ist! Damals wie heute ist diese Rhetorik des Plädoyers eine Sprache des begeistert Kämpferischen!

*

SCHÜTT: Was ist Lesekunst?

GYSI: Lebenskunst?

SCHÜTT: Nein, Lesekunst.

GYSI: Ist doch bezeichnend, dass beide Worte sich so ähnlich sind. Vielleicht, weil es bei beiden um das Gleiche geht. Es geht um die Frage, wie wir es schaffen, dass uns das Leben auf Dauer nicht gar zu gewöhnlich wird.

SCHÜTT: Ich finde es immer wieder erstaunlich, wie Dichter

von einst in ihren Beobachtungen und Reflexionen, im übertragenen Sinne, ganz gegenwärtig zu uns reden.

GYSI: Oder sie reden so, dass wir den Abstand zu vergangenen Zeiten spüren: Wir sind weiter – und zwar auf unseren eigenen Holzwegen ...

SCHÜTT: In manchen Dingen sind wir wahrlich weiter.

GYSI: In vielen anderen Dingen sind wir nur später.

SCHÜTT: Lassen Sie uns noch einmal zurückblicken: Wissen Sie noch, dass Sie vor Jahren das Interesse einiger DDR-Schriftsteller für den national und kriegerisch umwölkten Schriftsteller Ernst Jünger verteidigt haben?

GYSI: Ich?

SCHÜTT: Ja, im Deutschen Theater, im Gespräch mit dem Tübinger Rhetorikprofessor Walter Jens. Er verstand diese Tuchfühlung zu Jünger nicht, etwa bei Heiner Müller. Sie hatten eine Erklärung: »Wenn einem über lange Zeit geistige Freiheit vorenthalten wird, ist man unkontrolliert neugierig auf andere Denkwelten.« Sie meinten die DDR.

GYSI: Weltläufigkeit ist zwar in hohem Maße, aber nicht ausschließlich an erlebbare Geografie gebunden. Auch Kunst und Kultur sind entscheidende Reiseführer, ins Wesen von Welt und Mensch. Und insofern muss ich etwas zurechtrücken. Während der gesamten 11. Klasse nahmen wir die Literatur der Bundesrepublik Deutschland durch. Wir mussten und durften uns mit Autoren wie Heinrich Böll, Günter Grass, Max von der Grün, Rolf Hochhuth, Heinar

Kipphardt, Siegfried Lenz, Martin Walser, Peter Weiss und anderen beschäftigen. Niemand aus dem Westen, den ich nach der deutschen Einheit fragte, konnte sich erinnern, in gleicher Intensität jemals über DDR-Literatur unterrichtet worden zu sein. Über deren Qualität – von Arnold Zweig bis Christa Wolf, von Volker Braun bis Johannes Bobrowski – hier nicht ausgeführt werden muss ... Aber Sie wollten eigentlich über Jünger sprechen?

SCHÜTT: In *Das Abenteuerliche Herz* hat er etwas sehr Schönes geschrieben: »Wenn wir uns der Zeit erinnern, in der wir Kinder waren, des Schweifens durch Wald und Feld, wo das Geheimnis hinter jedem Baum und jeder Hecke verborgen war, der wilden, tobenden Spiele in den dämmerigen Winkeln der kleinen Stadt, [...] der Ehrfurcht vor unseren Idealen, so sehen wir, um wieviel blasser die Welt geworden ist.«

GYSI: Am Anfang war das doch so: Weil die Menschen nicht schreiben und lesen konnten, mussten sie ins Erzählen kommen. Die Literatur begann also mit der Konzentrationsfähigkeit, dem Gehör und dem guten Gedächtnis.

SCHÜTT: Am Lagerfeuer.

GYSI: Ja. Alles, was dort zur Sprache kam, ist älter als die Schrift.

SCHÜTT: Literatur ist auch eine Art Beschwerdebuch. Es reagiert auf Beschwerlichkeit. Denn es ist anstrengend, ein

Leben lang lebendig zu bleiben.

GYSI: Der Gedanke an nicht gelebte Alternativen – es ist gewissermaßen das Spiel, das man naturgemäß in den späten Jahren des Lebens betreibt.

SCHÜTT: Man geht noch einmal die Möglichkeiten durch, die auf der Strecke blieben.

GYSI: Man träumt den Dingen nach, auch den ungeschehenen, und man misst die Träume an der Last der Erfahrungen, die dazwischenkamen.

SCHÜTT: Wir lesen und sind froh oder traurig.

GYSI: Wir lesen und schwärmen. Oder wir leiden. Am liebsten lesen wahrscheinlich die hoffnungslos Verliebten Liebesgeschichten, obwohl sie doch wissen, dass sie auch am Ende des Buches noch unglücklich sein werden.

SCHÜTT: Trotzdem lesen sie. Dabei spüren sie, dass sie mit ihrem Problem nicht allein sind.

GYSI: Nicht mit ihrem Problem und nicht mit ihrer Sehnsucht.

*

SCHÜTT: Sie sind zuvörderst Politiker! Also: analysieren, entlarven, aufklären, mobilisieren!

GYSI: Das ist nicht alles! Nochmal: Ich bin auch Anwalt – erst der Mensch, dann das System!

SCHÜTT: Erst Hamlet, dann Dänemark!

GYSI: Zum Beispiel. Literatur regt an, über das eigene Leben

nachzudenken. Über das, was wirklich wichtig ist. Und dazu, sich existenzielle Fragen zu stellen.

SCHÜTT: Fragen über das Leben.

GYSI: Fragen über das Geheimnis Leben.

SCHÜTT: Woran denken Sie zum Beispiel?

GYSI: Es gibt etwas, das mir immer wieder in den Sinn kommt. Am 17. Juni 1953, als es in der DDR zu Unruhen wegen der Regierungsbeschlüsse kam, war ich fünf Jahre alt. Ich stand in Johannisthal in Berlin vor einem Polizeirevier. Warum, weiß ich nicht mehr. Ich sah hinüber. Dort standen Männer in Zivil, aber in Reih und Glied, die Gesichter mir zugewandt. Vor ihnen zwei Polizisten mit Gewehren. In der ersten Reihe der Zivilisten stand ein alter Mann mit langen weißen Haaren. Unsere Blicke trafen sich, ich habe diesen Blick bis heute nicht vergessen. Hatte sich dieser Mann schuldig gemacht, und begegnete mir also der Blick eines Menschen, der irgendwie flehte, nach Beistand suchte? Traf mich da ein Blick, den ich in meinem späteren Anwaltsleben, in Gerichten, in Hafträumen, noch öfter sehen würde? Mit Logik war und ist jener Szene nicht beizukommen, aber sie wirkt noch immer, und sie fragt und fragt.

SCHÜTT: Den lebenslangen Leser Gysi gefragt: Bei welchem Buch haben Sie es nicht bis zum Ende geschafft?

GYSI: Das ist mir bisher nur einmal passiert. Da der Autor aber noch lebt, werde ich Ihnen nicht sagen, um welches

Buch es sich handelte.

SCHÜTT: Welche Märchen mochten Sie besonders?

GYSI: Hänsel und Gretel und Schneewittchen. Letzteres allein schon wegen der Zwerge. Übrigens: sieben, nicht 13.

Erster Teil

»Ineinander zusammenbrechen«

Das goldene Notizbuch von Doris Lessing

2007 schaffte es folgender Satz von mir in die Nachrichten, obwohl ich nichts vollbracht hatte: »Es ist das Vorrecht von Politikern, auf Dinge stolz zu sein, bei denen ihr Leistungsanteil gleich Null ist. Dieses Vorrecht genieße ich heute auch.« Hier, bei Doris Lessing, lag mein Anteil absolut bei »Null«.

Sie war meine Tante. Eine angeheiratete Tante: 1945 hatte sie Gottfried Lessing, meinen Onkel mütterlicherseits, geheiratet. Die beiden lernten sich in Südrhodesien – der heutigen Republik Simbabwe im Süden Afrikas – kennen, nachdem der jüngere Bruder meiner Mutter Deutschland Anfang 1938 wegen seiner jüdischen Herkunft verlassen hatte. Südrhodesien war britische Kolonie, dort fand er eine Anstellung, wurde Mitbegründer der rhodesischen Kommunistischen Partei und lernte schließlich auch seine zukünftige Frau kennen.

Nach Herstellung der deutschen Einheit traf ich sie einmal in Hamburg. Sie sprach kein Deutsch und ich nur mäßig Englisch. Vielleicht ein bisschen kühn, aber durchaus überzeugt prophezeite ich ihr damals schon den Literaturnobelpreis. Sie widersprach heftig. Zwar habe man in Stockholm schon oft über sie gesprochen, aber das

Komitee der Akademie könne sie nicht leiden, das wisse sie.

Etwa zwei Wochen später teilte mir mein Pressesprecher mit, meine Tante habe den Literaturnobelpreis erhalten. Ich war überrascht, aber natürlich begeistert! Mehrere Journalistinnen und Journalisten hätten angerufen, um mich zu sprechen. Ich bat, ihnen zu erklären, nicht ich, sondern meine Tante in London habe den Preis bekommen. Ja ja, sagte mein Pressesprecher, das wüssten sie, trotzdem ...! Nun ja, ich kaufte Sekt, lud auf der Fraktionsebene des Bundestages zu einem Gläschen ein und erklärte: »Eine Tante als Nobelpreisträgerin – mehr geht nicht, höchstens, wenn man ihn selber bekommt, aber wofür?«

Meine Tante hatte ich natürlich gleich angerufen, um ihr zu gratulieren, sie sagte, bei der Auszeichnung hätte doch bestimmt ich meine Hand im Spiel gehabt. Ich lachte und widersprach ihr. Ich und das Nobelpreiskomitee! Sie wirkte nicht überzeugt. Also ließ ich sie in dem Glauben.

Den Preis bekam Doris Lessing im Alter von 87 Jahren für ihr Gesamtwerk, aber besonders hervorgehoben wurde der autobiografische Roman *Das goldene Notizbuch*, erschienen 1962 (die deutsche Übersetzung wurde allerdings erst in den 1970er-Jahren herausgegeben). Es geht darin um die Schriftstellerin Anna Wulf, sie führt vier Notizbücher: ein schwarzes für Gedanken zum Schreiben, zur eigenen Biografie, zum Leben in Südrhodesien; ein rotes, »das Politik betrifft«; ein gelbes, in dem sie aus dem, was sie erlebt hat,

»Geschichten mache«; ein blaues als eine Art Tagebuch. Im Roman entfaltet sich eine komplizierte, springende Struktur; da ist das Leben in Afrika und in der Kommunistischen Partei, und da ist andererseits das sehr persönliche Empfinden einer Existenz mit fehlgeleiteter Liebe und sexueller Unerfülltheit. Vier Notizbücher als Sinnbild eines seelisch, geistig und politisch zerrissenen Menschen.

Im Roman entdeckt Anna eines Tages, in einem Papierladen in London, ein goldenes Notizbuch. In den nun folgenden Eintragungen findet der Roman seine Konzentration. Was im neuen Notizbuch steht, ist ein Fazit und ein Neubeginn, aus dem Leben der Anna Wulf weicht die Nervosität, die Zerfaserung. Auch eine Liebe wird beschrieben, und was diese Beziehung prägt, trifft übergreifend auf jene Gewalt zu, mit der in einem Leben – wohl in jedem Leben – Intimes und Weltpolitisches, Fremdes und Eigenes aufeinanderprallen. Doris Lessing findet ein großartiges Bild dafür, sie schreibt, dass zwei Menschen »ineinander zusammenbrechen«. Zwei Worte für hohes Glück und ebenso tiefes Unglück.

Der Roman führt seine Leser von Afrika nach London, er erfasst die Zeit vom Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bis in die frühen Sechziger des vergangenen Jahrhunderts. Anna Wulf und auch die Schauspielerinnen Molly Jacobs, eine weitere Hauptfigur und Freundin von Anna, gehören der Kommunistischen Partei an und verlassen sie später. Doch

nicht nur die Verbrechen Stalins selbst, die seit 1956 auch in den Kommunistischen Parteien kein Geheimnis mehr waren, sind der Grund des politischen Abschieds, es ist auch der fragwürdige Umgang mit diesen Untaten. Eine offensive, ehrlich-kritische, also schonungslose Aufarbeitung hätte vielleicht der Idee des Kommunismus genutzt und ihr eine wichtige Glaubwürdigkeit bewahrt – der halbherzige, inkonsequente, zuweilen zynische Umgang damit jedoch nicht. Kommunismus, das war ein Versprechen, alle Unterdrückung abzuschütteln, dies ist die »idealistische« Seite der Idee. Die dunkle Seite jedoch lag wie ein Schatten über allem: Nicht nur das stalinistische Herrschaftssystem stieß ab, sondern ebenso der beständige Versuch der Parteikommunisten, diese Verbrechen selbst noch im stockenden Geständnis, auf verdruckste Weise weiter rechtfertigen zu wollen. Die Vision wurde erstickt, sie verblasste; für viele, die eben noch gutgläubig waren, erstarb eine Sonne. Das Morgen-Rot war zum Morgen-Grauen geworden.

Wenn man verstehen will, wie so eine Entfremdung vom Kommunismus zustande kam, möge man diesen Roman lesen. Zu der Zeit, da ich Doris Lessing kennenlernte, war ihre Liebe zum Kommunismus schon lange abgeklungen. Allerdings stand sie stets zu ihrer Vergangenheit, sie machte keine eigenartigen Verrenkungen, wie ich sie von allen möglichen »Wendehälsen« 1989 in der DDR zur Genüge

erlebt habe.

Ein entscheidender Strang, der das Buch so wichtig für die Frauenbewegung machte, dreht sich um weibliche Freiheit, Selbstbestimmung und Intellektualität. Und zwar aus jener Perspektive, die Männer schlichtweg nicht einnehmen können. Doris Lessing schreibt frei und tabubrechend über den weiblichen Orgasmus, sie offenbart, wie Frauen Liebe und Sexualität weit weniger trennen als Männer. Es gehört zu den großen Irritationsmomenten, dass Doris Lessing damit Generationen von Feministinnen beflügelte, ihr Roman *Das goldene Notizbuch* als eines der Schlüsselwerke des Feminismus gilt, sie sich selbst aber nicht als Feministin sah. In einem Gespräch zwischen uns legte sie größten Wert auf diese Klarstellung. Ein Widerspruch? Ich finde nicht. Sie mochte die Art einiger Feministinnen nicht. Sie hatte wohl Sorge, sich erneut in ein ideologisches Korsett zwängen zu müssen. Oder Ansichten zugeschrieben zu bekommen, die nicht ihre eigenen waren. Wohl auch eine Konsequenz aus den Erfahrungen in der Kommunistischen Partei.

Auch jenen, die sich weniger für politische Themen interessieren, bietet der Roman ein Erlebnis. Die lineare Erzählung wird fortwährend aufgebrochen, so lassen sich in die Handlung zwanglos Überlegungen zu unterschiedlichen Themen einstreuen, das erhebt den Roman zu einem wahrhaft modernen Werk. Und auch wenn er autobiografische Elemente enthält, ist es doch so: Jede

Erinnerung, jeder Rückblick interpretiert die gewesenen Dinge. Wenn drei Menschen über eine gemeinsam erlebte Situation berichten, wird man drei verschiedene Erzählungen hören. Und mit jeder Neuerzählung ändert sich der Bericht des Gewesenen – und damit auch die Art, wie wir etwas erinnern.

Es ist eine paradoxe Erfahrung, gerade auf politischem Gebiet: Über die Zukunft, die völlig unbekannt ist, können wir uns oft schneller verständigen als bei der Erinnerung, da beginnt nicht selten ein heftiger Streit – obwohl doch die Vergangenheit hinreichend belegt, erforscht, dokumentiert ist. Akten, Dossiers, Rechnungen, alles schön und gut, aber nichts davon sagt die endgültige oder absolute Wahrheit. Wer trägt Schuld an einer Scheidung? Wer ist schuld am verlorenen Fußballspiel? Wer am Ende der DDR? Wer an Pandemien? Wer an der Zugverspätung? Wer am Nahostkonflikt? Wer an finsternen Wahlergebnissen? Das Große und das Kleine: Streit ohne Ende.

Natürlich kann ich Doris Lessings Werk nicht ohne die Geschichte meiner Familie denken. Meine Mutter Irene, die 1912 in St. Petersburg zur Welt kam, war eine geborene Lessing. Ihre Mutter Tatjana war eine von Schwanebach, ihr Vater ein Industrieller. In Fragen des Selbstbewusstseins war meine Mutter ein bemerkenswerter Charakter. Sie verstand etwas von Wirkung. Sie setzte sehr gezielt, wenn man so sagen darf, ihr adliges Gemüt ein. Sie wusste, dass

dies die Funktionäre in der DDR beeindruckte, es schüchterte auch etwas ein, und das nutzte meine Mutter in ihrer leitenden Arbeit im Kulturministerium natürlich souverän und leger aus. Gegen so manche kulturpolitische Kleingeisterei.

Mein Vater hat zu mir gesagt: Deine Mutter ist eine Frau für Kämpfe, Krisen, Revolution, sie meistert alles! Sie war selbst ein Jahr in Südafrika, 1936, hatte dort einen reichen Verlobten, kehrte aber wieder zurück zu ihrem Klaus nach Berlin, mitten hinein in die finsterste deutsche Zeit. Ihre Vorbilder waren nicht die deutschen Mütter mit Mutterkreuz, sondern zum Beispiel die Gräfin Wolkonskaja, die Frau eines Dekabristen, die ihrem Gatten aus Liebe bis in die Verbannung nach Sibirien gefolgt war.

Wie gesagt, Gottfried, der kleine Bruder meiner Mutter, heiratete Doris, sie bekamen einen Sohn namens Peter. Nach 1945 wollte mein Onkel, nach wie vor Kommunist, nach Deutschland zurückkehren, meine Tante nicht. Deshalb ließen sie sich scheiden. Sie ging dann mit Peter nach Großbritannien, um ihre Karriere als Schriftstellerin voranzutreiben. Mit Erfolg! 1950 erschien bereits ihr erster Roman mit dem Titel *Afrikanische Tragödie* in London.

Auch nach 1961 gab es trotz der Mauer regelmäßig Kontakte zu Doris Lessing. Ein Telefongespräch werde ich nicht vergessen. Als im Dezember 1979 in der Bundesrepublik Deutschland die NATO-Nachrüstung mit

US-Atomraketen beschlossen wurde, rief Doris an und riet meiner Mutter, (sie war da schon lange von unserem Vater geschieden), meiner Schwester und mir, dringend nach London zu kommen, denn nun stünde der Dritte Weltkrieg bevor. Sie würde für eine vernünftige, sichere Unterkunft sorgen. In der Welt des Eisernen Vorhangs ein illusorischer, realitätsfremder Vorschlag, aber gerührt war ich schon.

Mein Onkel Gottfried Lessing, der 1950 nach Berlin zurückkehrte, wurde schließlich DDR-Botschafter in Uganda und Ruanda. Als es dort 1979 Kämpfe gegen den damaligen Staatschef Idi Amin gab, wurden er, seine mittlerweile dritte Ehefrau, sein Stellvertreter und dessen Frau bei einem Anschlag erschossen. In der DDR konnte nicht sofort eine Beerdigung stattfinden, weil es keine Leichen gab. Der Generalstaatsanwalt der DDR beantragte die Todesfeststellung. Der Antrag musste in allen Justizgebäuden aushängen, weil Zeugen aufgerufen wurden, sich zu melden. Nach sechs Monaten erfolgte dann die Todeserklärung, nun erst konnte die Beerdigung auf dem Friedhof in der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin stattfinden. Bei der Trauerfeier in Berlin sprach Außenminister Oskar Fischer. Er redete über die Biografie meines Onkels, und man spürte, wie ihn das befremdete: Aufenthalt in Südafrika, Heirat mit einer jungen Frau im damaligen Rhodesien ... Das war äußerst DDR-untypisch. Im linearen Lebenslauf des ebenfalls ermordeten Stellvertreters

von Gottfried Lessing fühlte sich der Redner deutlich wohler: Pionier, FDJler, Parteihochschüler, Arbeit im Ministerium ...

Doris Lessing war eine kluge, aber einsame Frau. Ihre späteren Bücher wurden abstrakter, auch esoterischer. Sie hat mich als »romantischen Sozialisten« bezeichnet, das gefiel mir, natürlich.

In ihrem Roman lässt Doris Lessing ihre Hauptfigur Anna gleich vier Notizbücher führen, »weil sie, wie sie erkennt, die Dinge voneinander getrennt halten muß, aus Furcht vor dem Chaos, vor Formlosigkeit – vor dem Zusammenbruch«. Jenes goldene Notizbuch, in das Anna im Roman schreibt, ist ein Gleichnis: Wie die auseinanderstrebenden, fragmentierten Dinge des Lebens in eine Form bringen? »Ich werde ein neues Notizbuch anfangen, alles über mich in einem einzigen Buch«, schreibt Anna. Das goldene Notizbuch rettet ihrem Leben die Ruhe, die Besinnung, die Richtung, das Vertrauen.

Zweimal habe ich Doris Lessing in London besucht. Beim ersten Mal war sie darauf vorbereitet, beim zweiten Mal überraschte ich sie in ihrem Haus in Nord-London (während der Kriegsjahre und kurz danach lebte übrigens auch Agatha Christie in Hampstead). Ich hatte den Eindruck, dass in diesem Haus ein freundliches Durcheinander herrschte, auch eine gewisse Sammelleidenschaft – ich habe selten so viele Bestecke gesehen. Doris' Sohn Peter war seit Jahrzehnten krank, und er lebte bei seiner Mutter. Ich

spürte, dass er vollständig auf seine Mutter angewiesen war; ich wusste, dass sie niemals sterben würde, solange ihr Junge noch lebte. Als er schließlich starb, dauerte es nur wenige Wochen, bis auch sie ging.

Doris Lessing wurde 94 Jahre alt. Sie hat einmal gesagt: »Das Wichtige am Schreiben ist das Leben. Man muss so leben, dass das Schreiben daraus entsteht.« – Eine schöne, versöhnliche Art, auf ein bewegtes Leben zu blicken.

Der Sieg des kleinen Setzers über Hitler

Mein Leben von Marcel Reich-Ranicki

»Ein Jein«, so sagte sein erhobener Zeigefinger, »das ist mir zu bequem und zu läppisch, weil dabei immer nur zwei halbe Irrtümer herauskommen – ein klares Ja oder Nein dagegen«, und der Zeigefinger bewegte sich noch heftiger hin und her, »ist immer ein ganzer Irrtum«. Und dann lachte er.

Ich hörte zu und wagte einen Einwand: eine Sache sehr sorgsam abzuwägen, nach allen Seiten hin, das sei doch viel dialektischer. Die Antwort: »Das ist nicht Dialektik, sondern Feigheit!«

Dies war die typische Antwort eines Mannes, der den Widerspruch genoss: Marcel Reich-Ranicki. Autor, Publizist und vor allem eins: Als Literaturkritiker geachtet und gefürchtet. Von den einen geliebt, von anderen gehasst. Er konnte in seinen Urteilen erbarmungslos sein. Manche sagen, sein »Literarisches Quartett« wäre selbst für Kleist oder Hölderlin zum Spießrutenlauf geworden.

In meiner langjährigen Gesprächsreihe »Gregor Gysi trifft Zeitgenossen« am Deutschen Theater Berlin war auch er zu Gast. In Erinnerung habe ich eine unaufgeregte, uneitle Begegnung. Das gilt, wohlgemerkt, für uns beide. Die Pointen kamen oder kamen nicht, und wo sie nicht kamen,

entstand im Publikum offenbar kein Verlustgefühl. Wahrscheinlich ist damit schon das sehr Überraschende dieses sonntäglichen Vormittags benannt. Die Zuschauer waren sicher überrascht, nicht die üblichen harten und harschen Worte Reich-Ranickis zu hören.

Elf Fragen zu seinem Leben hatte ich mir damals für das Gespräch notiert, und weil ich den Redefluss des Kritikers kannte, habe ich zu Beginn sofort meine wilde Entschlossenheit angekündigt, mindestens fünf davon zu stellen. Reich-Ranicki lachte an dieser Stelle, so, als sei das ein weit hergeholter Scherz – später stockte er in einer seiner für ihn so charakteristischen Abschweifungen und sagte: »Also da habe ich doch was ganz anderes angefangen, wohin hat es mich denn bloß geredet!«

Wann immer ich an dieses Treffen zurückdenke, denke ich auch an Reich-Ranickis Autobiografie *Mein Leben* (1999). Er war Herausgeber zahlreicher Anthologien und hat selbst mehrere Bücher verfasst. Über Brecht, Goethe, Günter Grass und Thomas Mann. Die Texte sind klug, sachlich, die Urteile zum Teil hart, aber so kannte man ihn. Umso überraschter war ich, als ich diese Erinnerungen las, man erlebt darin einen erschütternden Erzähler. Der er auch auf der Bühne des Deutschen Theaters war. Mir unvergesslich eine Szene aus seiner Schulzeit, von der er mir erzählte: Eine bevorstehende Mathematikprüfung in der Nazizeit. Die infrage kommenden Aufgaben hatten die Schüler schon

vorher ausspioniert; in einem Berliner Park fand die konspirative Sitzung der gesamten Klasse über die notwendigen Unterschiede der einzelnen Prüfungsarbeiten statt. Denn nicht alle durften eine Bestnote bekommen, da wäre die Aktion aufgefliegen. Das war eine sehr solidarische Verabredung. Die jüdischen Mitschüler waren ganz selbstverständlich integriert – aber: Sie durften sich im Park nicht auf jene Bänke setzen, die nur Ariern vorbehalten waren. Für Reich-Ranicki war das ein bezeichnendes Beispiel für die Gleichzeitigkeit, mit der sich in einer Biografie, in bestimmten Situationen, schlimme Tendenzen der Zeit mit dem verbinden können, was die gesellschaftlichen, politischen Zwänge unterläuft.

»Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude«, sagte Reich-Ranicki bei einer Tagung der »Gruppe 47«, Ende Oktober 1958, nachdem er dem ungeliebten Polen den Rücken gekehrt hatte. Im Juli jenes Jahres war er im Hauptbahnhof von Frankfurt am Main aus dem Zug gestiegen. Im Gepäck eine klappprige Schreibmaschine, einige Bücher, seine in Polen veröffentlichten Artikel, zwanzig Mark und die Gewissheit, dass »in diesem Augenblick und auf diesem Bahnsteig ein neues Kapitel [s]eines Lebens begann«.

Wie mischte sich damals große Politik ins sogenannte kleine Leben?, fragte ich ihn im Deutschen Theater. »Herr Gysi, Sie fragen mich jetzt nach Globke und Oberländer, also

nach politischen Bedenklichkeiten und alten Nazis in der jungen Bundesrepublik – aber ich, aus dem stalinistischen Osten, aus Polen kommend, hatte damals andere Sorgen: Wie ernähre ich Frau und Sohn? Woher bekomme ich Bettwäsche und Handtücher?»

Die Biografie Reich-Ranickis liest sich dramatisch, und es ist bemerkenswert, welche Rolle Bücher und die Literatur dabei immer wieder einnehmen: 1920 in Polen geboren, lebt er nach dem Bankrott des Vaters ab 1929 bei Verwandten in Berlin. Im Herbst 1938, nur wenige Monate nach seinem Abitur, wird er zusammen mit rund 17 000 im Deutschen Reich lebenden jüdischen Menschen nach Polen ausgewiesen. Ende September 1939 marschiert die deutsche Wehrmacht in Warschau ein. Kurz darauf folgen erste Straßenrazzien und Überfälle auf die Wohnungen von Juden. Der 21. Januar 1940 sollte ein Tag werden, der »[s]ein Leben änderte«. Es ist der Tag, an dem er die damals 19-jährige Teofila Langnas kennenlernt, die lieber Tosia genannt wird, und die seine Frau werden wird. Mitte November 1940 wird die völlige Abriegelung des »jüdischen Wohnbezirks« verordnet. Tosia und ihre Mutter (der Vater hatte sich aus Verzweiflung über die Enteignung umgebracht), Reich-Ranicki, sein Bruder und die Eltern leben fortan im Warschauer Ghetto.

Das junge Paar liest Gedichte, mit Goethe und Heine will er sie von der deutschen Lyrik überzeugen. Am 22. Juli 1942

wird die »Umsiedlung« der Juden verordnet, was einem Todesurteil gleichkommt. Reich-Ranicki, der im Rahmen seiner Arbeit für den »Judenrat« selbst von der Deportation ausgenommen war, handelt sofort, als er liest, dass sich diese Regelung auch auf Ehefrauen bezieht. Noch am selben Tag heiratet er Tosia. Es steht im Buch der bittere Satz: »Eine Hochzeitsreise haben wir nicht gemacht, sie blieb uns, Tosia und mir, erspart – sie hätte ja nur ein einziges Ziel haben können: die Gaskammer.«

1942 Deportation der Eltern zur Ermordung nach Treblinka, Anfang 1943 versteckt er sich gemeinsam mit Tosia in einem leer stehenden Haus, der Zugang zu dem Raum wird mithilfe von unzähligen Büchern verbarrikadiert. »Die Bücher haben uns das Leben gerettet«, schreibt Reich-Ranicki. Ihm gelingt die Flucht aus dem Ghetto. 16 Monate werden Reich-Ranicki und seine Frau bei einem polnischen Ehepaar versteckt. Bolek und Genia Gawin. In dem Haus der beiden gibt es nur ein einziges Buch. Ein Gebetsbuch. In ihrer kleinen Küche erzählt ihnen Reich-Ranicki über all die Monate Geschichten: *Werther*, *Wilhelm Tell*, *Effi Briest* und *Kabale und Liebe*, das hat mich beeindruckt. Überhaupt, was für eine Stütze Literatur in solchen Extremsituationen sein kann.

Während unseres Gesprächs im Deutschen Theater wurde die Zeit im Warschauer Ghetto, die er in *Mein Leben* so eindrücklich beschreibt, noch einmal lebendig. Eine Zeit, die

er gemeinsam mit seiner Frau Tosia durchgestanden hat.

Beim Lesen dieser Autobiografie habe ich das erste Mal verstanden, wie das Leben im Ghetto verlief. Es war in jeder Hinsicht menschenunwürdig, durch eine gewalttätige Herrschaft charakterisiert. Es gab geheime Verbindungen nach draußen, aber es gab auch jüdische »Angestellte«, die im Auftrag der SS das Leben organisierten. Unter diesen »Angestellten« gab es sehr unterschiedliche Charaktere. Viele wollten helfen, andere aber waren Günstlinge und nutzten jene geringe Macht, die sie hatten, egoistisch aus. Fast täglich gab es Transporte, und alle wussten oder ahnten zumindest, dass es Transporte in den Tod waren.

Dem Ehepaar, bei dem Reich-Ranicki und seine Frau unterkamen, versprachen sie, sich erkenntlich zu zeigen, sollten sie den Krieg überleben. Wenn die Gestapo oder die SS den illegalen Aufenthaltsort entdeckt hätten, wären nicht nur Marcel Reich-Ranicki und Tosia ermordet worden, sondern mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch das polnische Ehepaar.

Was mich vor allem beeindruckte: Dieser arbeitslose polnische Schriftsetzer (im Generalgouvernement wurden zahlreiche Druckereien geschlossen), der die Reich-Ranickis aufnahm, war an einem Abend schon etwas betrunken, als er Reich-Ranicki sein Kampfziel mitteilte: »Adolf Hitler, Europas mächtigster Mann, hat beschlossen: Diese beiden Menschen hier sollen sterben. Und ich, ein kleiner Setzer

aus Warschau, habe beschlossen: Sie sollen leben. Nun wollen wir mal sehen, wer siegen wird.«

Dann die Befreiung vom Faschismus, Reich-Ranickis Eintritt in die Kommunistische Partei Polens, die Querelen und sein Parteiausschluss wegen »ideologischer Entfremdung«. Während seiner Einzelhaft im Gefängnis in Warschau durfte er sich von Tosia ein Buch schicken lassen. Seine Wahl fiel auf einen der großartigsten deutschen Romane, Anna Seghers' *Das siebte Kreuz*. Damit war der Entschluss gefasst, ein Leben mit und in der Literatur zu leben. Das Buch war für ihn eine Art Schatztruhe, »in die man kriechen kann, um zur Welt zu kommen, wenn schon keine Heimat mehr möglich ist«, so Reich-Ranicki im DT-Gespräch.

Mein Leben enthält viele Geschichten, in denen deutlich wird, wie hart und erbarmungslos die Weltgeschichte nach den Menschen »greift« und wie der Zufall über Leben und Tod entscheidet. Im Warschauer Ghetto gab es sogar Orchesterkonzerte und literarische Veranstaltungen – doch wenn unerwartet Soldaten der deutschen Wehrmacht hereinkamen, waren die Zuhörerinnen und Zuhörer einer ungewissen Situation ausgeliefert. Was würden die Besatzer tun? In einem Falle, den Reich-Ranicki schildert, waren es zwei oder drei Uniformierte, die den Saal betraten, in dem gerade Mozart gespielt wurde, und die einfach nur Musik hören wollten und wieder weggingen, ohne einer Jüdin oder

einem Juden etwas zu tun.

Wenn man so etwas liest, kommt einem zu Bewusstsein, wie verschont man selbst in seinem Leben bleiben durfte, was einem erspart blieb, wie viel Glück man einfach nur gehabt hat und wie abhängig wir von Zufällen sind, von glücklichen Fügungen.

Kein Mensch kann sich die Zeit aussuchen, in die er hineingeboren wird. Beim Lesen von *Mein Leben* bin ich immer wieder ins Vergleichen gekommen, und so haben mich Reich-Ranickis Erinnerungen auch deshalb stark ergriffen, weil ich an das Schicksal meiner eigenen Familie denken musste. Auch da gab es Augenblicke, die alles hätten gravierend verändern und meine Familie hätten vernichten können.

1939 entschlossen sich meine Eltern, nach Frankreich zu emigrieren. Als die Wehrmacht in Paris einmarschierte, galten sie als feindliche Ausländer und wurden getrennt voneinander interniert. Meine Mutter kam ins Frauenlager Gurs. Für meinen Vater stand irgendwann die Verlegung in eines der Straflager bevor. Als das Lager an die Deutschen übergeben werden sollte, so erzählte er mir, forderte ein französischer Offizier ihn und zwei seiner Gefährten auf, einen Lkw zu besteigen. Sie dachten, sie würden zur Erschießung gefahren. Nach einer langen Fahrt durch den Wald hielt das Auto, der Offizier ließ die drei absteigen und sagte, sie seien nun im unbesetzten Teil Frankreichs, mehr

könne er für sie nicht tun. Stieg ein und fuhr wieder davon. Das Wunder einer Lebensrettung. Keine Erklärung und nicht die Spur von Logik, etwa einer Vorgeschichte – nein, mit dem Offizier hatte mein Vater noch nie ein Wort gewechselt ...

Nachdem sich meine Eltern im noch nicht besetzten Teil Frankreichs wiedergetroffen hatten, gelang ihnen die Ausreise mit einem Zug nach Deutschland, wo sie illegal in Berlin Nikolassee lebten. Mein Vater verdankte sein Überleben dort nicht nur meiner sehr umsichtigen und praktisch veranlagten Mutter, sondern auch seinem eigenen Vater, dem Arzt Hermann Gysi. Denn kurz vor Kriegsende gab es eine Militärkontrolle. Mein Vater wurde harsch von einem Offizier gefragt, warum er nicht bei der Wehrmacht sei. Mein Vater zeigte ihm daraufhin sein Attest, das ihm ein Diphtherieleiden bescheinigte. Der Militärarzt, der ihn untersuchte, fragte ihn, wer der behandelnde Arzt sei. Mein Vater erklärte: »Mein Vater«, woraufhin ihn der Militärarzt lange musterte, schließlich jedoch die Krankheit bestätigte, woraufhin die Kolonne wieder abzog. Der Arzt hat gewiss erkannt, dass das Attest falsch war, aber vielleicht war er selbst Vater und dachte vor allem daran, dass er seinem eigenen Sohn in einer vergleichbaren Situation auf dieselbe Weise zu helfen versucht hätte.

Es gibt diese Entscheidungen, die eine Person trifft, und von denen das Leben eines anderen Menschen abhängen

kann.

Als ich mich auf mein Gespräch mit Reich-Ranicki im Deutschen Theater vorbereitete, interessierten mich die Prinzipien, die ein Literaturkritiker für seine Arbeit hat. Das spricht er auch im Buch an. Für ihn dominiere im Beruf des Kritikers »das Pädagogische«, und es war stets sein Wille, klar und verständlich zu schreiben. Gute Kritiker haben für ihn schon »immer um der Verdeutlichung willen vereinfacht, sie haben oft das, was sie mitzuteilen wünschten, auf des Messers Schneide gebracht und auf die Spitze getrieben«. Und ganz entscheidend, so Reich-Ranicki während unserer Begegnung auf der Bühne, sei der Vorsatz: »Volldampf voraus!«

Diese Direktheit gefällt mir! Sie gilt ja auch für das Reden in der Politik. Die Leute müssen erkennen und nachvollziehen können, was wir wollen. Sprache sucht nach Prägekraft, das kann auch durch Wiederholung geschehen. Der römische Staatsmann Cato beendete jede seiner Reden mit dem auf die Feinde gemünzten, militaristisch geprägten Satz: »Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss!« Bertolt Brecht sprach von der Notwendigkeit, immer wieder den Frieden zu beschwören, bis die Worte »wie Asche in unserem Mund« seien. Geschmacklich keine Avance, rhetorisch aber eine Möglichkeit, Nachdruck zu erreichen.

Der Beruf des Kritikers sei »nicht dankbar«, sagte Reich-

Ranicki, und von Zeit zu Zeit hätten ihn Zweifel am Sinn seiner Tätigkeit überkommen. Aber es sei doch ein Trost, dass die meisten Autoren Verrisse zwar hassten, aber noch größer sei ihr Leiden, wenn ein Buch überhaupt nicht zur Kenntnis genommen werde. Natürlich konnte ich hier meine Bundestags-Erfahrung einwerfen: »Mitunter ist man nur da, aber das reicht schon, um unbeliebt zu sein.« Jetzt kreischte er vergnügt auf: »Ist mir nicht unbekannt!«

Für mich ist Reich-Ranickis Leben Ausdruck von zwei Dingen – einmal der Energie zum gesellschaftlichen Aufstieg, sie war verständlich, denn er war ein nur mit Mühe Davongekommener; zum anderen wusste er (als Kritiker!) um Wirkungen, er konnte herrlich poltern und pflegte ganz selbstverständlich jenen Hochmut, der bei Leuten auf einem Thron zur natürlichen Umgangsart wird. Es war schon ein Ereignis: Ausgerechnet ein Jude, nur knapp dem Mord entronnen, wird zum obersten medialen Richter über die deutsche Nachkriegsliteratur. Listiger kann das Schicksal nicht sein.

Eine besondere Begebenheit im Leben Reich-Ranickis ist mit dem Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Joachim Fest, verbunden. Letzterer hatte ihn in den 1970er-Jahren zur Zeitung geholt und zum Leiter des eigens für Reich-Ranicki geschaffenen Literaturressorts ernannt. Er hat für die totale Unabhängigkeit des Kritikers in der Redaktion gesorgt. Reich-Ranicki konnte im Literaturteil der *FAZ*

schreiben und schreiben lassen, was und wen er wollte, »auch Autoren, die in dieser Zeitung wahrlich nicht gern gesehen wurden, Linke, Kommunisten und so weiter«, wie er mir erklärte.

Im September 1973 fand die Buchpräsentation von Fests Hitler-Biografie in Dahlem statt, im Haus des Verlegers, und eingeladen war ausgerechnet auch Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer. Reich-Ranicki und seiner Frau hat man nicht gesagt, dass er unter den Gästen sein würde. Und so standen sie ihm schließlich gegenüber, wurden von ihm begrüßt und führten Konversation. Marcel Reich-Ranicki und Tosia auf der einen Seite, die das Ghetto in Warschau überlebt und Familienmitglieder an die Nazis verloren hatten. Und auf der anderen Seite Speer: »ein Verbrecher, einer der schrecklichsten Kriegsverbrecher in der Geschichte Deutschlands. Er hatte den Tod unzähliger Menschen verschuldet. Noch unlängst hatte er zu den engsten Mitarbeitern und Vertrauten Adolf Hitlers gehört.« Vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg war er zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt worden. 1966 hatte er seine Haft in der Zitadelle Spandau abgesessen.

Jahrelang genoss Speer den Ruf eines »guten Nazis«, trug selbst entschieden dazu bei, inszenierte sich schon bei Vernehmungen und dem Prozess als reumütig. Auch in den 1969 erschienenen *Erinnerungen*, bei denen ihn Fest unterstützte, baute Speer weiter an dieser Legende. Später

schrieb Fest selbst ein Buch über Speer, diese Biografie aus dem Jahr 1999 ist ebenfalls wohlwollend. Indem er Speer so beschrieb, verhalf er vielen, die in die Naziverbrechen verstrickt waren, auf welche Art auch immer, zu einem guten Gewissen. Denn wenn sich ein so kluger Geist und ein scheinbar so Anständiger wie Speer mit Hitler einließ, dann waren doch letztlich alle, die mitgemacht hatten, entschönt. Als ich beim Gespräch im Deutschen Theater von Verstrickung sprach, entgegnete Reich-Ranicki entschieden: »Verstrickung? Er war der nationalsozialistische Schwerverbrecher, der sich von Göring oder Himmler nur dadurch unterschied, dass er gute Manieren hatte. Mich hat Speer nie getäuscht. Heute wissen wir, dass Speer zu den Ersten zählte, die in Berlin die Juden aus ihren Wohnungen deportieren ließen.«

Wie reagiert man, wenn man so einer Person gegenübersteht? Auf dem Absatz kehrtmachen? Die Person konfrontieren? Reich-Ranicki erinnert sich: »Bin ich vor Schreck erstarrt? Habe ich den Massenmörder, der hier respektvoll über seinen Führer scherzte, angeschrien und zur Ordnung gerufen? Nein, ich habe nichts getan, ich habe entsetzt geschwiegen.«

Die Beziehung zum Freund und Förderer Fest hatte damit einen tiefen Riss bekommen. Wieso hatte er ihn, Reich-Ranicki, nicht zumindest vorgewarnt?

Es ist interessant, dass die klare politische Haltung des

Literaturkritikers nie ins pauschal-ästhetische Vorurteil abglitt. In einem Gespräch, es war in Warschau, kamen Reich-Ranicki und der Komponist Hanns Eisler auf Musik zu sprechen. Mit Vehemenz lehnte Eisler die Musik von Richard Wagner ab, wegen dessen antisemitischer Haltung. Außerdem seien die Opern laut und ohnehin schrecklich. Und was, fragte Reich-Ranicki, sei mit *Tristan und Isolde*? Eisler überlegte, überlegte, überlegte und sagte dann: Ja, es gebe immer Ausnahmen, das sei Musik. Als Eisler stirbt, soll die Partitur von *Tristan und Isolde* aufgeschlagen neben seinem Bett gelegen haben.

Mich erinnert das an meine Gespräche mit Daniel Barenboim, der in Israel heftiger Kritik ausgesetzt war, weil er dort die Ouvertüre aus Wagners *Tristan und Isolde* dirigierte, trotz des inoffiziellen Boykotts: »Wagners Antisemitismus tritt man am überzeugendsten entgegen, indem man Wagner aufführt!«

»Das literarische Quartett« im ZDF hat Reich-Ranicki stets mit dem Satz aus Brechts Stück *Der gute Mensch von Sezuan* beendet: »Wir stehen selbst enttäuscht und sehen betroffen / Den Vorhang zu und alle Fragen offen.« Das ist eine sehr zutreffende Sentenz über das Leben und das Lesen: Etwas beginnt, und wenn es endet, wird vieles Geträumte und Versuchte nicht in Erfüllung gegangen sein. Aber es beginnt immer irgendwie etwas Neues; wo Fragen noch unbeantwortet sind, steht uns auch die Welt offen. Eine

Sache kann so und so ausgehen, aber von jedem vermeintlichen Ende kann man auch wieder weitergehen, einen neuen Weg einschlagen ...

In Reich-Ranickis Buch *Mein Leben* steht der Satz: »In welcher Schule ich auch war, in welcher Institution ich auch gearbeitet habe, ich paßte nie ganz zu meiner Umgebung.« Im Deutschen Theater, bei unserem Gespräch, gab es am Ende stehenden Beifall vom Publikum, und ich konnte in ein gelöstes, auch unerwartet berührtes Gesicht sehen. »Herr Gysi, Sie haben heute sozusagen ein zweites Mal jenem kleinen polnischen Setzer gedankt, der mit der Rettung zweier jüdischer Leben einen Sieg über Hitler errungen hat.«

Glut der Freundschaft

Die rote Zora und ihre Bande von Kurt Held

Es war eine schöne Zeit. Es war die Zeit mit dem Papagei, der dem schiffbrüchigen Robinson Crusoe auf der Schulter saß. Es war die Zeit mit Freibeutern und Piraten, und golden glänzten die Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht*.

Es war die Zeit meiner Kinder- und Jugendbücher, als ich noch seltsamere Berufswünsche hatte als Rinderzüchter, Rechtsanwalt und Politiker, nämlich: Seeräuber, Häuptling, Trapper und Ritter. Oder Bandenmitglied.

Etwa zehn, elf Jahre alt war ich, als ich zum ersten Mal dieses Buch in die Hände bekam, in dem ein 13-jähriges Mädchen zur Bandenchefin und in dieser Rolle von allen Jungs akzeptiert wird. Das fand ich zunächst etwas doof.

Der Roman von Kurt Held aus dem Jahr 1941 spielt in Kroatien, in einem Küstenstädtchen mit dem Namen Senj. Alle Kinder der Bande sind Waisen, niemand kümmert sich um sie. Von der Gesellschaft sind sie verstoßen. Sie leben auf einer alten Burg hoch über der Stadt, sie spielen der Welt Streiche, vor allem den Reichen, und sie versuchen irgendwie, zu überleben. Ihr Essen müssen sie sich selbst beschaffen. Kein Obstbaum ist vor Zora, Nicola, Pavle, Duro und Branko sicher. Sie stehlen, sie fliehen ständig vor der Polizei, und sie wissen, dass sie von vielen Menschen

abgelehnt werden.

Spannend sind die Beziehungen innerhalb der Bande. So gibt es zwei Jungs, die heftig miteinander konkurrieren, am Schluss sind sie Freunde. Überhaupt spielt Solidarität innerhalb der Bande eine ganz entscheidende Rolle. Von ihren Eltern im Stich gelassen, hätten diese Kinder allein kaum eine Chance. Zusammen aber überleben sie. Sie teilen und helfen einander, auch wenn sie sich nicht immer mögen.

Es gibt auch zwei Erwachsene, die den Kindern helfen: der alte Fischer Gorian, der in einer Bucht lebt, in der es eine profitgierige Gesellschaft auf die Fischereirechte abgesehen hat. Und der Bäcker Curcin, von dem die Bande regelmäßig Brot bekommt.

Aufregend ist auch der Schluss. Die Bande steht vor dem zwölköpfigen Magistrat und dem Bürgermeister der Stadt. Die Versammlung hat darüber zu entscheiden, ob den streunenden Kindern der Prozess gemacht oder sie in die Gesellschaft der Stadt integriert werden sollen. Der Fischer hält eine flammende Verteidigungsrede für Zora und ihren Trupp. Auch die Bürgermeistertochter Zlata setzt sich für die Kinder ein – schließlich stimmt eine knappe Mehrheit für das, was wir heute wohl als Integration bezeichnen würden. Die Kinder werden von den Bewohnern der Stadt als Lehrlinge aufgenommen. Zora und Branko lernen bei dem Fischer Gorian. Duro wird Landwirt und Pavle Bäcker.

Was mich damals besonders bewegte, war nicht nur das

Urteil der Sitzung selbst; klar, dieser Bürgerentscheid ließ aufatmen, er versöhnte, er sorgte für das ersehnte glückliche Ende. Sondern auch die Gefahr, die bei der Schilderung der Versammlung die ganze Zeit in der Luft liegt: Es könnte auch anders ausgehen, nichts ist gesichert, Freundlichkeit und Menschlichkeit und Kinderliebe sind keine Selbstverständlichkeiten, sondern sie erfordern (leider!) harte Arbeit, man muss sich immer wieder bewusst für sie entscheiden, ja für sie kämpfen. Wo auch immer, wann auch immer: Es gibt grobe und gute Herzen. Wer Geld hat, wie der reiche Bauer Karaman und der Bürgermeister, ist nicht automatisch großzügig – andererseits sind es hart arbeitende Menschen wie Gorian, die selbst nicht viel haben, aber geben und helfen.

Der Roman führt vor Augen, dass Armut für Kinder ein Schicksalsschlag ist, er trifft Unschuldige. Eine Gesellschaft, die Kinder in die Kriminalität drängt, muss selbst kriminell genannt werden. Wenn Herzlosigkeit zum System gehört, entlastet dies nicht den einzelnen Menschen; es gibt eine persönliche Haltung, es gibt die von der Gesellschaft unabhängige Aufgabe, sich für Ausgeschlossene und Schwache einzusetzen. Fast immer hat ein Mensch recht, wenn er sagt, ein System, eine Struktur sei schuld an allem Elend und aller Sorge, aber immer hat der Mensch unrecht, wenn er daraus den Schluss zieht, er selbst sei nicht zuständig, nicht verantwortlich, könne nichts verändern.

Kurt Held aus Jena (1897–1959) hieß in Wirklichkeit Kurt Kläber. Ein Kommunist, der vor den Nazis fliehen musste und der im Exil weiter über Gerechtigkeit schrieb. Den gesamten Roman über bangt man: Schaffen es die Kinder, gemeinsam den Kampf für ein gerechteres Leben zu gewinnen?

Bücher über Gruppen und Banden habe ich grundsätzlich gern gelesen, etwa *Timur und sein Trupp*, ein Roman des sowjetischen Schriftstellers Arkadi Gaidar, in dem eine Gruppe von Kindern um den 14-jährigen Timur Garajew eine Art Nachbarschaftshilfe für Angehörige und Witwen von Frontsoldaten der Roten Armee leistet. Oder Erich Kästners *Emil und die Detektive*, das von den Nazis verboten wurde, und das davon handelt, wie Emil und die Kinderdetektive einen Dieb durch ganz Berlin verfolgen, Indizien sammeln und den Täter schließlich gemeinsam stellen. In solchen Erzählungen spürte man etwas, das man vielleicht als Glut der Freundschaft bezeichnen könnte. Es interessierte mich, wie von bedingungsloser Solidarität unter widrigsten Bedingungen erzählt wird, von einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, von Wagemut, Begeisterungsfähigkeit und liebevoller Bindung aneinander.

Zoras leuchtend rotes Haar, ihre schnelle Auffassungsgabe und ihre beherzte Art bringen ihr viel Sympathie und Respekt ein. Aber wie gesagt, ich hatte zunächst Zweifel: Ein Mädchen als Bandenchefin, musste das sein? Immerhin

hatte ich als Junge selbst schon drei »Chefinnen«: meine Mutter, meine ältere Schwester und Schätzi, unsere Haushälterin. Aber diesem ersten, anfänglichen Empfinden der Distanz, daran erinnere ich mich, war bereits eine Ahnung eingeschrieben: dass vielleicht ich der Doofe war ...

Diese mutige, rebellische und zugleich einfühlsame Zora, die immer ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte ihrer Bandenmitglieder hat, begeisterte mich schon nach wenigen Seiten. Und auch bei meinen drei familiären »Chefinnen« war bei all der Strenge, mit der sie mir »Kleinem« gegenüber von Zeit zu Zeit auftraten, doch Folgendes das ganz Wesentliche: Was immer auch geschah im Alltag und worüber gestritten wurde – eine von den dreien nahm mich auf jeden Fall in Schutz ...

Die Bibel

Nach der Übersetzung von Martin Luther

»Ich bin Kain, der den anderen nicht erträgt. Ich bin Abraham, umherirrend in der Fremde. Ich bin Jona, auf der Flucht vor einer zu großen Aufgabe. Ich bin Bürger der Stadt, über die Jesus weint, weil sie nicht weiß und wissen will, was ihr zum Guten dient. Ich bin Paulus, der Renegat, dem ewig vorgeworfen wird, dass er einmal auf der anderen Seite gestanden hat. Ich bin Petrus, der Treue schwört und der dann als Erster Jesus verleugnet, einen Moment depressiv wird, dann sofort wieder obenauf ist, erneut in der Rechthaberpose. Das alles bin ich.«

Das sind Worte Friedrich Schorlemmers. Mit jedem biblischen Namen, den er nennt, wird ein Schicksal aufgerufen. Weitere Namen ließen sich ergänzen: Eva, Adam, Absalom, Jakob und Joseph, Rahel, Rebekka, Isaak. Über all diese Irrungen und Wirrungen schrieb Schorlemmer: »Ich bin froh, dass ich das alles nicht durchleben muss. Und alles durchlebe ich doch – in meiner Seele.«

Die Bibel ist ein Buch, vor dem man durchaus auch erschrecken kann. Es ist so viel Helligkeit darin, Liebe, Heimkehr und Gnade, aber eben auch so viel Dunkelheit und Bedrohliches: Rivalität, Rache, Neid, Betrug, Verstrickung,

Schuld und Mord. Was stattfindet, sind große individuelle und kollektive Tragödien. »Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?« fragt Thomas Mann in *Joseph und seine Brüder*.

In der Bibel sind all die Themen und Formen der großen Literatur bereits angelegt: Kriegsbericht und Friedensgebet, Drama und Spottgedicht, Romanze und Heldenepos, Klage und Loblied. Kein Wunder also, dass Brecht die Bibel als sein Lieblingsbuch bezeichnete. Die Menschen finden in diesem Werk »reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung und Verheißung«, so Martin Luther, der mit seiner Bibel-Übertragung den starren Hierarchien der Kirche getrotzt hat. Und er hatte eine Vorstellung von einer Version der Bibel, die »dem Volk aufs Maul« schaut und im ganzen Land verstanden werden konnte.

*

Manchmal wird man gefragt, worüber man sich mit jemandem unterhalten hat, und dann sagt man: über Gott und die Welt. Das genau ist die Bibel. Themen über Themen: Großes und Geringes; Großes, das gern kleingeredet wird; Geringes, das in Wahrheit Großes birgt. Aufrechtes Leben und mickriger Verrat, Freiheit und Versklavung, »Hosianna!« und »Kreuzige ihn!«, Rache und Barmherzigkeit, gieriger Egoismus und selbstlose Liebe. Die

Geschichten von den Urvätern des Alten Testaments, die Bücher der Propheten und die Berichte von Jesus und seinen Jüngern erzählen von Dingen, die noch immer unser Dasein prägen.

Es geht da um den bestechlichen Freund, um den Verleumder ausgerechnet unter den Getreuen, es geht um mutige Frauen, um zweifelnde Herrscher. Man kennt all diese Leute, man forscht beim Lesen unwillkürlich in sich nach. Wer wirft den ersten Stein? Wer geht mit einem anderen Menschen wirklich bis ans Ende, an das unumgänglich gegangen werden muss? In den Nachrichten erfahren wir jeden Tag, wie Vergeltung und Geld auch am heutigen Tag wieder darangegangen sind, die Welt zu bestimmen. Aber stimmt das wirklich? Gibt es nicht immer wieder, auch heute, Menschen, die stattdessen mehr Gutes in die Welt bringen wollen? Die Bibel erzählt davon, wie nötig und wie schwer das ist. Auch als Linker erlebe ich diese Schwierigkeiten. Wir glauben die Welt analysieren und begreifen zu können, mit großem Vertrauen in die Vernunft gehen wir an die Dinge heran, aber bleiben oft im Nebel. Ein später Satz meines Vaters war: »Ich kann ohne Gott leben, kann mir jedoch mein Gewissen auch nicht erklären.«

*

Auch wenn ich nicht gläubig bin, kann ich trotzdem etwas

mit der Auferstehung anfangen – indem ich sie auf meine Weise deute: Jedes Scheitern gilt es zu verkraften, bis die Gegner begreifen, dass diejenigen, die für eine bessere Welt kämpfen, nicht aufgeben. Ein Werk wird fortgesetzt, und was der Gerichtete, der Geächtete also getan und gesagt hat, ist im wahren Sinn des Wortes nicht totzukriegen.

*

Seit einigen Jahren bekomme ich verstärkt Einladungen in Kirchen, ich soll dort sprechen, an Gesprächen teilnehmen. Erst dachte ich, aha, auch dort herrscht Personalmangel. Aber es hat wohl eher mit Orientierungssuche zu tun. Diese Suche macht offenbar vor Konfessionsgrenzen keinen Halt mehr. Nun bin ich beileibe kein Prediger. Aber wenn ich die Kanzeltreppen hochsteige, dort oben stehe und zu reden anfangen, stelle ich erschrocken fest, dass meine Stimme eine pastorale Färbung bekommt. Dann weise ich mich selbst zurecht: Gysi, sprich wieder normal! Ich rede lieber auf ebener Erde ...

Wenn ich über die Bibel spreche, sage ich gern einen Satz, zu dem ich dann immer wieder Stellung nehmen muss. Er formuliert einen Widerspruch: »Ich glaube nicht an Gott, aber ich fürchte eine gottlose Gesellschaft.« Ich meine damit eine religionsfreie Welt. Allein die Religion – nicht die Institution Kirche! – kann allgemein verbindliche

Moralvorstellungen in der Gesellschaft verankern. Das kann sonst niemand, auch nicht die Parteien, da mögen manche von ihnen noch so viel Christentum im Namen tragen.

Die Linken hatten einmal diesen kämpferischen Anspruch auf eine verbindliche soziale Ethik, aber die Niederlage des Staatssozialismus hat vieles zunichte gemacht oder zumindest deren Kraft dezimiert. Wir haben zwar nicht die Fähigkeit verloren, humane Moralvorgaben aufzustellen, aber das hat keine allgemeine Verbindlichkeit mehr. Diese Wunde heilt nicht so schnell. Deshalb wären wir aktuell ohne Religion eine moralfreie Gesellschaft. Jetzt, da man den Eindruck hat, dass nur noch Egoismen ungebremsst miteinander konkurrieren. Das ist zu wenig. Diesen mahnenden, korrigierenden Wert der Religion kann ich also schätzen, ohne selbst religiös zu sein.

Karl Marx hat in seiner *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* geschrieben, die Religion sei »der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.« Das ist von Linken gern zur puren Religionskritik umformuliert worden: Religion sei Opium für das Volk. Das stimmt aber nicht. Zwar gibt es bei Marx die scharfe Kritik der sozialen Zustände, und er weiß auch um die klerikale Unterdrückung des Volkes. Aber er weiß auch, dass der Glaube hilft, Schmerzen, Bedrängung, Herzlosigkeit und Kälte zu überstehen. Religion heißt: In einer eisigen

Welt finden Menschen Wärme, einen Zusammenhalt. Marx hat Verständnis dafür, dass viele, Trost und Linderung suchend, zum »Opium« greifen. Das ist für mich sehr nah am Menschen und seiner Existenz.

*

Zehn Gebote sagen zum Menschen: Folge nicht deinen verborgenen und dunkelsten Begierden. Die Wirklichkeit aber sagt häufig: Sei, wie du bist, aber lass dich nicht erwischen! Ein Gesetz, ein Gebot ist klar definiert, aber bei der Auslegung gibt es Unklarheit, Vieldeutigkeit, Unschärfe, List. Und was die herrschende Politik in Wahrheit will, wird oft von allgemeinen Floskeln vernebelt.

Dass die Religion moralische Maßstäbe setzen kann, bedeutet also nicht, dass alle Christen streng und verlässlich nach den Geboten leben. Zu Weihnachten ist das schlechte Gewissen besonders groß, deshalb steigt zu den Feiertagen das Spendenaufkommen für wohltätige Zwecke. Und weil alle anderen ebenfalls von diesem schlechten Gewissen geplagt werden, spenden sie verstärkt gleich mit ...

*

Das Erzählen von Geschichten ist etwas zutiefst Menschliches, es kann die allerschwersten Sorgen erträglicher machen, und sei es nur für kurze Zeit. Das ist

für mich auch die große Leistung der Bibel. Wenn man den rasanten Betrieb unseres Alltags mit ein wenig Abstand betrachtet, stellt sich allerdings die Frage, ob uns der Zugang zu vielen Geschichten nicht abhandengekommen ist. Auch, weil sie verstellt sind von Kommentaren und Theorien. Gute, ergreifende Geschichten der Weltliteratur erklären uns natürlich nicht die Welt in all ihrer Komplexität, sie sind keine Wundermittel, die all unsere Probleme lösen, aber: Sie erzählen konkret von bestimmten Erfahrungen, ohne andere Erfahrungen zu leugnen, zu missachten oder zu relativieren. Das macht sie so wertvoll und aktuell. Also, auf nach Bethlehem!

Was Maria und Joseph geschieht, ist eine solch ungeheuerliche Geschichte; nur die ist erstmal beim Wort zu nehmen, nicht gleich die Kommentare, und schon sind wir in der Weihnachtsgeschichte wie in einem Roman von Balzac oder Dostojewski. Das ist eine Geschichte wie das Leben selbst: Wir werden Zeuge einer dunklen Nacht, obwohl es um Erleuchtung geht. Krippe und Kreuz, Geschenk und Golgatha. Ja, lass doch mal die Bedeutung des Erzählten beiseite! Es geht darum, diese unerhörte Geschichte in sich aufzunehmen. Punkt. Mal sehen, was sie mit einem anstellt, was sie in einem anrührt. So hat es sich zugetragen, so wird es erzählt, so war es nie, so wird es immer sein. In einem Stall, nicht in einem Palast, beginnt eine Geschichte, die Menschen seit Jahrhunderten bewegt. Sie erzählt davon,

dass Menschlichkeit gerade dort sichtbar wird, wo man sie vielleicht am wenigsten erwartet.

*

Wie gesagt: Religion für einen wichtigen Wert zu halten, setzt Kritik nicht außer Kraft. Ich verkenne nicht, wie unangenehm Kirche sein kann, wenn sie als mächtige und machtbewusste Institution auftritt. Die Geschichte belegt: Hierarchen wachten über die Reinheit der Lehre, bis es zu Inquisition, Schnüffelei, Denunziation, zu Schreib- und Redeverboten kam. So wurden (und werden!), überspitzt gesagt, immer wieder jene erzeugt, die vielleicht am wichtigsten sind in jeder Kirche: die Zweifler, die Ketzer. Auch in den Kirchen der Nichtgläubigen übrigens. In seiner Rede zur Ehrenpromotion in Jena 1987 sagte mein Vater, vom Redemanuskript abweichend: »In unserem Religionsverständnis gibt es heilige Kühe des Marxismus, die inzwischen zu veritablen Rindviechern abgemagert sind, aber trotzdem von Professoren noch fleißig zur Tränke geführt werden.«

Ja, wenn wir auf die heutige Welt blicken, so ist nicht zu leugnen, dass die Kirchen als Institution unter Druck stehen, sie müssen sich gewissermaßen neu erfinden. Diese Not trifft auch auf Parteien oder Gewerkschaften zu, überall scheint die Substanz von Tradition und überlieferten Werten

dahinzuschmelzen. Woran kann noch mit gutem Gewissen festgehalten werden? Was muss man hinter sich lassen? Keine Idee kann man schützen, indem man stur die eigene Gestrigkeit verteidigt. Und nie habe ich einen Glauben verstanden, der als Versteck vor der eigenen Verantwortung missbraucht wird.

*

Wie heißt es, als Jesus zu seinen Jüngern spricht? Sie seien das Salz der Erde, die Stadt auf dem Berge und das Licht der Welt. Aber das gilt nur dort, wo die Liebe zum Nächsten gelebt wird, in der Zuwendung zu den Verlassenen, in der Aufnahme der Ausgestoßenen. In Victor Hugos *Die Elenden* gibt es so eine Stelle, an die ich immer wieder denken muss und die viel über Chancen und Neubeginn erzählt: Jean Valjean, der zu einer Haftstrafe verurteilt wurde, weil er aus Hunger Brot gestohlen hat, wird im Gefängnis zu einem verbitterten Mann. Nach seiner Entlassung wird ihm von einem Bischof Obdach gewährt. Nachts stiehlt Valjean dessen Silber und flieht. Er wird gefasst und dem Bischof vorgeführt. Der behauptet allerdings, Valjean die Reichtümer geschenkt zu haben. Dieser Akt der Nächstenliebe erweicht Valjeans Herz, und er beschließt, sein Leben zu ändern.

*

Wo immer man die Bibel aufschlägt, wird es aufregend. Da ist die Nacktheit im Paradies, der Turmbau zu Babel mit der Sprachverwirrung, Noah mit der Arche, die Himmelfahrt des Propheten Elia, der verlorene Sohn, das letzte Abendmahl – bei dem übrigens 13 Personen am Tisch sitzen –, Lahme, die gehen, Begegnungen mit dem Teufel, ein Prophet, der von einem Walfisch verschluckt wird und das berühmte salomonische Urteil ... Zu unterschiedlichen Zeiten werden unterschiedlichen Menschen unterschiedliche Bibelstellen nahe und dringlich sein.

Was bewegt mich jetzt gerade? Natürlich sind Christentum und Glaube mehr als ein Sozialprogramm – das aber ist Kirche auch und allemal, und wachsende Ungerechtigkeit macht heute zorniger denn je. »Liebe Kinder, wie schwer ist's daß die, so ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, ins Reich Gottes zu kommen! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.« (Markus 10, 24-25)

Ich glaube, dass Menschen im Leben wirklich reich werden, wenn sie helfen, die Geißel der Armut zu überwinden, wenn sie also lernen, zu teilen. Zu wissen, dass wir dabei wie unzählige Generationen vor uns auch gegen Mauern anrennen, aber doch nicht allein sind, und auf die geistesgeschichtlich bedeutsamste Idee bauen können, von der schon die Bibel erzählt – das gibt die Kraft, das Gute, Bessere immer wieder zu versuchen.

Kutsche und Karriere

Der Untertan von Heinrich Mann

Es ist eine der bösesten, also besten Szenen des DEFA-Films »Der Untertan« von Wolfgang Staudte: Diederich Heßling, die Hauptfigur und ein großer Opportunist, läuft katzbuckelnd, wie verzückt neben der Kutsche des Kaisers her. Der bemerkt ihn gar nicht. Ein trauriger, ein lächerlicher Anblick.

Der Untertan, 1914 zunächst als Fortsetzungsroman in einer Zeitschrift veröffentlicht (mit Kriegsbeginn jedoch eingestellt), erzählt die Geschichte des Chemikers und Papierfabrikantensohns Diederich Heßling, dem zur Zeit Wilhelms II. der politische und gesellschaftliche Aufstieg gelingt. Heinrich Mann schrieb einen wahrlich beißenden Entwicklungsroman über einen Autoritätshörigen, der den Stiefel küsst, der ihn tritt, und der nichts außer Gott und dem Kaiser fürchtet. Und der sich durchaus liberal zu geben weiß, aber nur, wenn es der Karriere dienlich ist. Überhaupt soll ihm alles und jeder dienlich sein. Von Kindesbeinen an wünscht er sich Züchtigung herbei, bringt sich schon seinen Schwestern gegenüber in Machtpositionen, bietet sich den Lehrern in der Schule als Spitzel an, und selbst in seinen intimen Beziehungen geht es vor allem um Unterwerfung.

Der Roman erzählt vom wilhelminischen Kaiserreich, das

längst vergangen ist. Er überspitzt in seiner Darstellung. Dennoch ist für mich das, was beschrieben wird, noch übertragbar. Lese ich mit der Gelassenheit desjenigen, der in einer Welt lebt, die alle Heßlings hinter sich hat? Nein. Es gibt eine Kontinuität, die von der Literatur auf ihre ganz eigene Art konsequenter und unbestechlicher beschrieben wird als jede andere Darstellung von Gesellschaft und Geschichte.

Der Untertan ist devot gegenüber der Macht, autoritär und herrschsüchtig gegenüber seinen Untergebenen, er verkörpert einen Typus, dessen »treudeutsche und kaisertreue Gesinnung« nachvollziehen lässt, wie der Erste Weltkrieg möglich wurde. Der Untertan hat verhängnisvoll große Lust, in angeblich großen Zeiten in eine angeblich größere Aufgabe hineinzugeraten. Das Korsett hält er für Charakter. Die Möglichkeit, in einer Masse Kraft zu fühlen, schafft ein massives Gegengewicht zur eigenen Geringfügigkeit und Schwäche.

Das erklärt im Übrigen einen Teil der Anziehungskraft jeder Diktatur: Die Dinge erscheinen geregelt, größere Entscheidungen werden einem abgenommen. Viele Menschen sehnen sich nach dem Ausschluss jeglicher Uneindeutigkeit, des Ungewissen, Relativen, Unerwarteten, Zufälligen. Aber eines Tages herrscht in jeder Diktatur eine »Ordnung«, in der sich keiner mehr wiederfindet.

Viele Exilanten, auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller,

von Hitler vertrieben und vor den Nazis geflüchtet, galten in der Bundesrepublik bis weit in die Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts als »Vaterlandsverräter«, über die es hieß, sie hätten es sich im Ausland gut gehen lassen.

Für Alfred Döblins letztes Werk *Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende* fand sich damals kein westdeutscher Verlag, der Roman musste, auf Vermittlung des Dichters Peter Huchel, zu Rütten & Loening in die DDR auswandern. 1957 erschien der Roman dann auch in der Bundesrepublik. Übrigens änderte Döblin auf Anfrage aus Ost-Berlin sogar den Schluss seines Romans: Statt des Eintritts der Hauptfigur in ein Kloster sollte diese lieber ihren Besitz verschenken und ein neues Leben beginnen.

Die DEFA-Verfilmung von *Der Untertan* kam 1951 in die DDR-Kinos, als anderswo der Heimatfilm blühte. Erst 1957 wurde in der Bundesrepublik eine gekürzte Fassung des Films erlaubt, die war allerdings mit dem Vorspruch versehen, dass es sich bei dem hier Geschilderten um einen »Einzelfall« handele. Ab 1971 wurde Staudtes Film ungekürzt auch in westdeutschen Kinos gezeigt.

»Wollen Sie gelesen werden«, schrieb Heinrich Mann 1949 in einem Brief, »das geht nur im Osten«. Hier war er deutlich erfolgreicher als im Westen, wo er vor allem als Bruder von Thomas Mann bekannt war und wo die Verleger wenig Interesse an seinen Büchern hatten. Dieser gewisse westliche Widerwille gegen Heinrich Mann ist sicher auch

darauf zurückzuführen, dass er sich in Frankreich für die Schaffung einer »deutschen Volksfront« gegen Hitlerdeutschland eingesetzt und sich um eine Einheitsfront aus Kommunisten und Sozialisten bemüht hatte.

In den Osten Deutschlands, in die gerade erst gegründete DDR, wollte er 1950 – nach 17 Jahren im Exil – zurückkehren. Die DDR-Akademie der Künste hatte ihn bereits zum Präsidenten erwählt. Doch er starb wenige Tage vor dem Reisetrip in Santa Monica in Kalifornien. In Ost-Berlin wurde er beerdigt.

Was ihn literarisch hervorhob, war seine Wahlverwandtschaft mit den französischen Moralisten und Aufklärern – Heinrich Mann galt als deutscher Émile Zola.

Untertanen sind Opfer eines Systems und gleichzeitig dessen Instrumente. Freilich: Menschen werden in Strukturen hineingeboren, die sie sich nicht aussuchen können. Die meisten streben für sich und ihre Kinder ein möglichst angenehmes Leben an. Deshalb ordnen sie sich ein und unter. Manche aber überschreiten dabei eine Grenze.

Wie entstehen Herrscher? Indem viele Dienende die Hand an die Hosennaht legen, bis eines Tages auch ihre Empfindungen uniformiert sind. Zu bösen Entgleisungen in einer Gesellschaft kann es nur kommen, wenn zwischen politischer Herrschaft und der geistigen Verfassung der regierten Mehrheit ein gewisses Maß an Übereinstimmung

besteht. Erhalten sie im richtigen Moment den »richtigen« Befehl, können aus Angepassten Täter werden. In jedem System.

Ist die herrschende Struktur einmal zerstört, rechtfertigt der Untertan seinen Gehorsam gern mit Sachzwängen. Man blendet die eigene Beteiligung und Verantwortung an den Katastrophen aus, redet sie klein. Mit dem Argument, man sei Zwängen ausgesetzt gewesen, kann sich plötzlich sogar ein führender Politiker, wenn er zur Verantwortung gezogen wird, in einen Mitschwimmer im großen Strom der Geschichte verwandeln. Mit einem Male möchte auch der Obere nur ein Untertan gewesen sein, der lediglich seine Pflichten erfüllt habe. Das führt irgendwann zu Selbstbeschwichtigungen, man habe doch, indem man einen Posten übernommen und auf ihm beharrt habe, das Schlimmste noch verhindert. Das ist aber oft genug nur Ausrede im Gewande des Edelmut. »Der liegt richtig«, sagt man von dem, der eigentlich nur umgefallen ist. Wenn jene Verhältnisse zusammenbrechen, die ihn stützten, weil er sie stützte – dann atmet der Untertan auf: Fortan darf sich auch der größte Opportunismus »Lernprozess« nennen.

An einem Punkt des Romans wird das Untertanentum ins Paradox getrieben. Heßlings Schwester Emmi hat ein Verhältnis mit dem Leutnant von Brietzen, der sie jedoch verlässt und sich versetzen lässt. Der Untertan fordert von diesem Militär, sich gegenüber der jungen Frau ehrenhaft

und verpflichtungstreu zu verhalten. Er droht, den »Oberst von der Sache in Kenntnis zu setzen« und fordert großspurig zum Duell, nur um ganz kleinlaut zu werden, als der Leutnant auch tatsächlich bereit ist. Als Heßling vom Offizier fortgeht, ist er beschämend abgebürstet worden, aber schon kurz darauf wieder voll des Stolzes auf die Prinzipienfestigkeit eines deutschen Offiziers.

Mich erschreckt das Buch, und es amüsiert mich. Es ist Komödie und Tragödie zugleich. Der Roman zeigt die Atmosphäre einer schlimmen Kriegstüchtigkeit, das Wort hat leider wieder deutsche Konjunktur, und Heinrich Mann erzählt, wie die große Mehrheit der Bevölkerung solcher Stimmungsmache folgt. Das ist das Bittere. Die Bevölkerung, vom kaisertreuen Kleinbürgertum bis zum Großbürgertum, erweist sich damit als erfolgreiches Bollwerk gegen jenen revolutionären Geist, der damals ebenfalls in der Luft lag.

Im Ergebnis des Ersten Weltkriegs scheiterte das Kaiserreich, es kam nicht zur nachhaltigen Revolution, aber: zur Weimarer Republik. Ein Demokratieversuch als Folge des Kriegs? Immerhin, wenn auch, durch die Folgen dieser Katastrophe, eine schwer belastete Demokratie. Diese Betrachtungsweise rechtfertigt sicher keinen Krieg, wirft aber ein Schlaglicht darauf, auch einer durch Gewalt veränderten Welt – einem verkanteten, aber so schnell nicht änderbaren Status quo – etwas Positives abzugewinnen: den Frieden, und sei er noch so brüchig.

Heinrich Mann begann bereits 1906 mit der Arbeit an seinem *Untertan*. Heute liest sich das Buch als nahezu prophetischer Blick in eine düstere Zukunft, die nur wenige Jahrzehnte später Europa in den Abgrund riss. 1949 resümiert Mann: »Ich schrieb im voraus, was aus Deutschland dann wirklich wurde. Man rechnet es mir an, als hätte ich es selbst angerichtet.«

Der Untertan hat Angst vor sich selbst. Aber indem er diese Angst verdrängt, schafft er in sich selbst immer wieder die Voraussetzung, aufs Neue steuerbar zu werden. Wenn man sich von den Leuten unterscheiden will, muss man ein Charakter sein. So die Zumutung, die von Demokratie ausgeht, bis heute. Und die als Maß bleibt, bleiben muss.

Diederich Heßling rennt neben der Kaiserkutsche her. Es wird schon laufen, sagt dieser Typus. Abwarten, sagt die Geschichte und lacht. Der Untertan lacht zurück.

Bis ihn das Rad der Geschichte überrollt.

Lesen und Schreiben - ein Alphabet

Wie beim Zerpflücken eines Textes lässt sich auch ein Buch in immer kleinere Einheiten unterteilen: Seiten, Zeilen, Sätze, Wörter, Silben und schließlich: Buchstaben. Es sind nur diese 26 Einzelteile, aus denen unser Weltreich des Schriftlichen entstand, das weiter und weiter vergrößert wird. Und das in unserer Zeit mehr und mehr in Speichern aufbewahrt wird, die ihrerseits immer kleiner werden. Das ist abenteuerlich und auch unbegreiflich.

A bis Z, das ist das Geröll, aus dem immer wieder neu ein Zusammenhang entstehen soll. Beim Nachdenken über 13 Bücher sind mir allerlei – zusammenhanglose! – Einzelheiten, Erinnerungen und Erfahrungen rund um die Sprache, das Lesen, das Schreiben und Bücher, die mich begleiten, in den Sinn gekommen. Sie mögen für sich stehen, sie mögen wie Lückenfüller wirken, aber die Lücke und das Fragment unterlaufen auf schöne Weise alles Perfekte, Vollständige, Abgerundete.

Anmut

Ich sage A und gehe gleich zu B: Bertolt Brecht. Die Sammlung *Hundert Gedichte*, dieser Querschnitt aus Brechts lyrischem Werk, ist für mich eine kleine, gediegene Bibel der poetischen Weisheit, mehr noch: der Wahrheit, ja noch mehr: der Wahrhaftigkeit. Zur Auswahl der Hundert

gehört die »Kinderhymne« aus dem Jahr 1950. Sie spielte für mich eine große Rolle im Zusammenhang mit der deutschen Einheit. Damals wurde die Symbolik des Landes, obwohl der Osten hinzukam, leider um keinen Deut verändert. Das galt für den Namen, das Staatswappen und auch für die Nationalhymne. Bodo Ramelow hat 2019 gesagt, dass noch immer viele Ostdeutsche die westdeutsche Hymne nicht mitsingen, er hat sich einmal mehr für eine gemeinsame Nationalhymne ausgesprochen. Schon der Runde Tisch 1989/90 hatte die »Kinderhymne« von Brecht vorgeschlagen. Auch einige Bürgerinitiativen setzten sich damals dafür ein. »Es muss doch erlaubt sein, 30 Jahre nach dem Mauerfall einen Vorschlag des Runden Tisches aus der Wendezeit in Erinnerung zu rufen«, so Ramelow.

Brechts Hymnentext ist so wunderschön einfach und doch so durchdacht – als Gegenentwurf zum »Deutschlandlied«. Bei Brecht wird kein Deutschland besungen, das sich über andere stellt, sondern eines, das sich von seiner düsteren Vergangenheit löst: »Daß ein gutes Deutschland blühe / Wie ein andres gutes Land [...] Und nicht über und nicht unter / Andern Völkern wolln wir sein«.

Mit der »Kinderhymne« auf den Lippen (»Anmut sparet nicht noch Mühe«) könnte dieses so begabte und einst so gefürchtete Volk über sich selbst hinauswachsen – als ein freundliches und friedliches, als ein bescheidenes und offenes großes Land im Herzen Europas, von dem nie wieder

Ruinen ausgehen.

Blechnapf

Was man gelesen hat, kann einen auf seltsamste Art »verfolgen« ... Im Jahr 1994 erreichte die PDS ein Steuerbescheid der Berliner Finanzverwaltung: etwa 67 Millionen D-Mark sollten nachgezahlt werden! Ein abstruser, infamer Vorgang. Die Vollstreckung wäre für unsere Partei das Ende gewesen. Zum Protest gegen diese Schikane gehörte auch, dass wir die Räume unserer Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus »besetzten«. Das Haus wurde von etwa 300 Polizisten umstellt. In einem der Zimmer saß ich mit Lothar Bisky. Zwischen ihm und mir spielte sich dann eine Szene ab, die an eine Stelle in Hans Falladas Roman *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* (1934) erinnert. Verblüffend war, dass zwischen uns diesbezüglich nichts abgesprochen war. Ein Polizeibeamter in Zivil redete auf uns ein, wir sollten sofort das Haus verlassen, aber: Wir reagierten nicht. Wir taten so, als ob wir ihn weder sahen noch hörten. Wir behandelten ihn wie Luft, und das ohne jeden Anflug einer provokativ aufgesetzten Ironie. Der Beamte redete immer aufgeregter und lauter, seine vergeblichen Mühen, von uns wahrgenommen zu werden, ließen ihn immer aufgeregter werden. Er rief »Zugriff!«, aber die Polizisten rundum rührten sich ebenfalls nicht. Wir zwei standen sehr, sehr beiläufig auf, als hätten wir ohnehin

geplant, das Zimmer zu verlassen, und gingen hinaus. So, als habe das alles mit diesem Beamten und seinen Befehlen rein gar nichts zu tun. Genau diese Szene ließ mich an Falladas Buch denken. Im Roman wird nämlich der Unterschied zwischen Gefängnis- und Zuchthausinsassen erklärt. Im Zuchthaus saßen Schwerstverbrecher, stur, geradezu unempfindlich, alle Beamten sind Luft für sie. Ganz im Gegensatz zu Gefängnisinsassen. Von denen waren viele noch nicht so abgebrüht, und sie waren demzufolge regelmäßig bereit, sich bei den Wärtern anzubiedern. Nun stehen da bei Fallada zwei Zuchthäusler auf einem »gewachsenen Zementboden«, die wieder und wieder aufgefordert werden, zurück auf das Linoleum zu treten. Die beiden Häftlinge reagieren jedoch mit keinem Wort und keiner Bewegung auf die Belehrung. Der Wärter empört sich, brüllt – keine Reaktion. Plötzlich aber, ins Gespräch vertieft, gehen sie ganz, ganz langsam, wie zufällig, zurück in den vorgesehenen Bereich. So, als ob das rein gar nichts mit dem Wärter zu tun hätte. Sie hatten gewissermaßen unabhängig von ihm eine eigenständige Entscheidung getroffen. Obwohl sie schließlich doch einer Anordnung folgten. Sie waren gefangen und in jenem Moment doch frei.

So machten es Lothar Bisky und ich auch. So kann die Literatur das Leben lehren.

Chandler

Wie begann mein Leben als sehr junger Rechtsanwalt in der DDR? Nicht gerade prickelnd. Niemand kannte mich. Also saß ich gelangweilt, ohne Mandanten, in meinem Büro in Berlin. Ein wenig kam ich mir vor wie jene morgenmüden Privatdetektive in den Romanen von Raymond Chandler und Dashiell Hammett, über deren Köpfen sich die ebenso müden Propeller der Ventilatoren drehten; es hätte nur noch gefehlt, die Beine auf dem Schreibtisch auszustrecken und am Whiskeyglas zu nippen. Für das eine waren meine Beine zu kurz, und das andere schmeckte mir nicht.

Drostees Hommage

Sogar zu literarischen Titel-Ehren bin ich gekommen – auch wenn ich vermute, es war vom Autor nicht sehr schmeichelhaft gemeint. Der Satiriker Wiglaf Droste nannte eines seiner gekonnt bösen Bücher: *Wir sägen uns die Beine ab und sehen aus wie Gregor Gysi*.

Eselsohren

Mache ich sehr, sehr ungern, und nur dann, wenn ich muss, weil ich kein Lesezeichen zur Hand habe. Wieso kommen Lesezeichen immer so schnell abhanden? Man hat gewöhnlich viele, aber nie eins parat.

Formvollendet

Peter Hacks, ein großer deutscher Dichter und zu DDR-Zeiten mein Mandant, hatte mit dem Deutschen Theater

Berlin einen Vertrag: Eines seiner Stücke war inszeniert worden, und das Theater stand in der Pflicht, in jeder Spielzeit eine bestimmte Anzahl von Aufführungen zu garantieren. In einer der Spielzeiten wurde diese festgelegte Zahl unterschritten, Hacks wandte sich schriftlich an den Verwaltungsdirektor, fragte nach Gründen der Vertragsverletzung und erhob Anspruch auf Schadensersatz. Vier Wochen vergingen, es kam keine Antwort. Hacks schrieb einen weiteren Brief, und dieses Schreiben begann mit dem bemerkenswerten Satz: »Werter Herr ..., welche verborgenen Verdienste berechtigen Sie, unverschämt zu werden?« Formvollendeter kann man niemanden herunterputzen.

Graf und Gefängnis

In meiner Jugend schmökerte ich mich durch Mark Twain, erlebte mit Tom Sawyer und Huckleberry Finn Abenteuer am Mississippi und litt mit dem eingekerkerten Grafen von Monte Christo. Geschichten, die im Gefängnis spielten oder dort endeten, fesselten mich besonders. Gewisse Probleme hatte ich hingegen mit Büchern, deren Lektüre uns in der Schule oder von anderen Autoritäten empfohlen wurde. Ich kann gar nicht so genau benennen, was mich auf Distanz hielt. Ein Gefühl beschlich mich. Es war dieser Fingerzeig, die Pädagogik, das Propagandistische. Auch als mir der Direktor der Oberschule zum Beispiel vorschlug, ich solle

Kandidat der SED werden und die Urkunde bei der Abiturfeier entgegennehmen, lehnte ich ab. Mir war die vordergründige Symbolik peinlich, mich störte das Vorzeigemuster, die übertriebene Öffentlichkeit. Solche Entscheidungen haben meine Eltern stets respektiert. Politisch geriet ich bei ihnen nie unter Druck. Und so wehrte ich mich eben auch gegen eine allzu erzieherisch wirkende Literatur, selbst wenn gute Bücher darunter waren. Ich musste als Jugendlicher aus eigenem Antrieb zur Literatur finden. Mit den Jahren wurden das die Werke von Christa Wolf, Maxie Wander, Christoph Hein, Stephan Hermlin, Stefan Heym, Erwin Strittmatter und Hermann Kant.

Heym: Post aus Ost-Berlin

1994 zog die PDS in Gruppenstärke in den Bundestag ein, darunter auch die Schriftsteller Stefan Heym und Gerhard Zwerenz. Mit Heym hatte ich viele Gespräche geführt. Wie könnte er Künstler bleiben, ohne von der Politik aufgefressen zu werden? Und dann noch das politische Klima damals! Mit gröbsten Tönen zog man über die PDS her, so etwa Kanzleramtsminister Friedrich Bohl von der CDU, dem besonders eigenwillige Vergleiche einfallen wollten: »Auch Krankheiten sind Dinge, die ich akzeptieren muss, trotzdem bekämpfe ich sie.«

Stefan Heym ließ sich auf das Risiko ein. Er ging in seinen späten Jahren gebeugt. Man sah es und sah es nicht als

Gebrechlichkeit. Man sah es als Logik der Wegstrecke: Er war ein ewiger Wanderer, gewarnt im Umgang mit dem, was andere eine Heimat nennen. 1933 floh der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, der eigentlich Helmut Flieg hieß, nach Prag, dann in die USA. In US-Uniform kam der Chemnitzer Emigrant an die Westfront. Wegen des zunehmenden Antikommunismus verließen Heym und seine Frau jedoch die USA. 1952 wurde er Bürger der DDR.

Im Frühjahr 1953 bekam Präsident Eisenhower Post aus Ost-Berlin. Der Absender: Stefan Heym, der seine Militärauszeichnung »Bronze Star Medal«, sein Offizierspatent und die US-amerikanische Staatsbürgerschaft abgab. Der angegebene Grund: Die amerikanische Kriegsführung im Koreakrieg.

Ein Teil seiner Bücher ist in der DDR erschienen, andere nicht. Auch der Roman *Fünf Tage im Juni*, der sich kritisch mit dem Aufstand vom 17. Juni 1953 auseinandersetzt, stand auf dem Index. Heym war nie Mitglied einer Partei, er hatte mit der SED schlechte Erfahrungen gemacht, trotzdem war er bereit, die PDS bei deren Erneuerung zu unterstützen. Mit ihm, Zwerenz und Heinrich Graf von Einsiedel aus der Familie der Bismarcks steigerte sich unsere Sonderstellung im Bundestag ein wenig ins Exotische. Zwei Schriftsteller und ein Adliger als Linke im Parlament!

Stefan Heym eröffnete 1994 als Alterspräsident den Bundestag. Er war damals 81 Jahre alt und der erste

Abgeordnete aus den ostdeutschen Bundesländern, der dort zu Wort kam. Als der Alterspräsident das Parlament betrat, geschah etwas bis dahin Einmaliges in der Geschichte des Hauses: Die CDU/CSU-Bundestagsfraktion blieb geschlossen auf ihren Plätzen sitzen, statt für den Redner aufzustehen. Am Ende seiner Rede verweigerten sie Heym den Applaus, mit Ausnahme von Rita Süßmuth.

Über den CDU-Bundesinnenminister Manfred Kanther – später wegen krimineller Machenschaften strafrechtlich verurteilt – war eine üble Kampagne gegen den Schriftsteller gestartet worden: Angeblich sollte er mit der Staatssicherheit zusammengearbeitet haben. Sämtliche Vorwürfe stellten sich als falsch heraus.

Heyms Charakter, Heyms Literatur stehen hoch über solcher Unkultur. An seinen Büchern beeindruckt mich die geradezu nahtlose Verbindung von Spannung und Zeitgeschichte.

Hervorheben möchte ich seinen Roman *Radek*. Erzählt wird, wie immer bei Heym, in eingängiger Sprache, von einer der schillerndsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Arbeiterbewegung. Besonders in der Darstellung von Radeks Verhältnis zu Stalin und der Deutung seiner Haltung vor dem Moskauer Militärgericht in den Jahren des dortigen Terrors bringt der Autor Elend und Tragik dieses Menschen voll zur Geltung. Eine Vielschichtigkeit des Charakters und der Zeit vorführend, die kaum zu glauben ist, wandelt Heym

dabei auf den Spuren eigener früherer literarischer Gestalten: etwa des Ferdinand Lasalle und des Chronisten im *König David Bericht*. Das Buch löst eine große Trauer über den bitteren Gang der geschichtlichen Dinge aus, eine Trauer, mit der Stefan Heym seinen Helden in den Untergang entlässt.

Indianer oder »Indianer«

Kinder sollen sich nicht mehr als »Indianer« verkleiden? Das ist doch sehr kurz gedacht. Es gibt Altersstufen, da darf der Konflikt zwischen Gut und Böse in durchaus groben Mustern erzählt werden. Die Wirkung von Indianer-Büchern war doch stets so, dass wir Kinder Karl Mays Winnetou, J. F. Coopers Chingachgook und Liselotte Welskopf-Henrichs *Die Söhne der Großen Bärin* schätzten und liebten. Ich erinnere mich, dass ich als Kind immer auf der Seite der Guten stehen wollte, und ich denke, deshalb verkleiden sich Kinder beim Fasching, Karneval und überhaupt auch gern als Häuptlinge mit Federschmuck. Und jetzt? Politisch korrekt ist nicht immer klug.

Juwel Konjunktiv

Gern erinnere ich mich an Begegnungen mit dem berühmten Tübinger Rhetorik-Professor Walter Jens. Seine Eltern erfasste er dabei in einem einzigen Satz: Der Vater war Bankdirektor, »der es ganz gern mit der Macht hatte«, seine

Mutter Lehrerin, »die die rote Fahne schon aus dem Fenster hing, als noch kein Hakenkreuz drauf war«. Jens saß in Mutlangen inmitten der Demonstranten gegen sowjetische und US-amerikanische Atomraketen, beherbergte Deserteure der US-Armee, musste 25 000 DM Strafe zahlen – die er nie zurückbekam, obwohl das Urteil aufgehoben wurde. Ich erinnere mich, dass ich in einem Gespräch mit ihm kurze Urteile zu Weggefährten erfragte. Heinrich Böll: ein Mann stets »auf der Seite der kleinen Leute«; Hans Mayer: der »Wunderbare«, er habe »der Hälfte der Welt Deutsch beigebracht«; Stephan Hermlin: »unbeirrbar in der Konsequenz, auf der richtigen Seite gestanden zu haben und trotz bitterer Irrtümer diesen Platz nicht zu verlassen«. Zu DDR-Zeiten, 1984, sollte Walter Jens bei Friedrich Schorlemmer in Lutherstadt Wittenberg einen Vortrag über Luther halten. Das wurde von den Behörden verboten, nur die Teilnahme an einer Diskussion wurde dem westdeutschen Gast erlaubt. Jens lehnte ab, Schorlemmer fand eine Lösung: Er stellte Walter Jens gleich am Beginn der Veranstaltung eine einzige Frage, und zwar zu Luther als Prediger und Publizist, und Jens beantwortete diese Frage – in der Länge seines geplanten Vortrages. Bei ihm habe ich gespürt, wie sich die Freude an der deutschen Sprache übertragen kann. Er machte mich darauf aufmerksam, wie stiefmütterlich wir das »Juwel« Konjunktiv verwenden. Seither gehe ich achtsamer, lustvoller damit um.

Ich würde fliehen, ich würde backen? Nein, wie viel schöner klingt doch: Ich flöhe, ich büke.

Kin Ping Mei

Eins der zahlreichen Bücher im Haus meiner Eltern, an das ich mich erinnere, ist der chinesische Sittenroman *Kin Ping Mei* aus dem 16. Jahrhundert. Ein Buch mit erotischen bis pornographischen Stellen. Wenn meine Schwester und ich als Kinder allein zu Hause waren, lasen wir heimlich darin. Wir wussten genau, wo das Buch, mit Absicht etwas versteckt, in einem der Regale stand. Später zu Gast bei Politikern in China, erzählte ich davon – sie waren sichtlich beschämt und schlugen sich die Hände vor den Mund, als seien sie selbst bei der Lektüre ertappt worden.

Lust und Last

Wunderbar, wenn man zum Lesen angehalten wird, und noch besser, wenn man selbst Lust an Büchern entwickelt. Aber als junger Mensch hat man auch andere Bedürfnisse und Interessen: Wenn ich mal nicht gelesen habe am Wochenende, fragte meine Mutter prompt und nicht ohne Vorwurf: »Was treibst du eigentlich die ganze Zeit?«

Metro-Magie

Seit jeher reizt der Blick hin zu jemandem, der liest. Etwa im Zug oder in einem Wartezimmer. Um welches Buch handelt es sich? Wann erhasche ich den Moment, in dem der Name

der Autorin oder des Autors und der Titel zu erkennen ist? Unvergesslich von Sowjetunion-Reisen bleiben mir die Bilder in der Metro: Scharen von Lesenden, Alte und Junge, und nicht selten hatten sie Weltliteratur aufgeschlagen auf den Knien: von Bunin bis Turgenev. Von Aitmatow bis Schukschin.

Nach Rom!

Nicht alle Menschen denken so, wie man selbst gestrickt ist. Jeder Mensch ist seine eigene Welt. Das ist leicht gesagt, aber manchmal schwer auszuhalten. Wie sich verhalten, wie damit fertigwerden? Mein Vater hatte dafür ein einleuchtendes literarisches Beispiel parat. In Gesprächen zu Hause kam das Thema darauf, wie sehr man von anderen Leuten genervt sein kann; der eine macht dies und der andere tut das, und die Meinungsverschiedenheiten verhärten so manche Beziehung. Wer hat nun recht im Streit? Unser Vater hörte sich den Groll an und sagte: »Eines müsst ihr euch merken: Es gibt so viele Mittelpunkte auf der Welt wie Menschen.« Wenn man das verinnerlicht, ist der Umgang mit Leuten nicht mehr langweilig, denn fortan steht einem ja immer, ob nun im Streit oder in Zuneigung, ein ganz eigener Mittelpunkt gegenüber. Diese Auffassung unseres Vaters ist ein lebensfreundlicher Ansatz: Menschen, die man bedingungslos ernst nimmt, findet man interessant, herausfordernd und respektabel, selbst wenn

man ihre Haltungen und Ansichten ablehnt. Man muss sich für solche Offenheit nur einen Ruck geben. Unser Vater gab übrigens zu, diese Weisheit aus einem Roman Lion Feuchtwangers entliehen zu haben.

Ohne Starrkrampf

Das wäre wirklich eine Erfindung, auf die die Welt dringend und seit Langem wartet: ein Gerät, mit dem man im Bett liegend, ohne Komplikation, Bücher lesen kann. Ohne sich zu verbiegen, ohne dass die Arme verkrampfen, ohne dass eine Genickstarre einsetzt.

Pfennig-Ware, so kostbar

Es gibt Worte aus der DDR, die in meinem Leben eine gute und wichtige Rolle gespielt haben: »Volksbuchhandlung« etwa. Oder »Poesiealbum«. Letzteres war eine herrliche Lyrikreihe, hatte 32 Seiten, erschien monatlich, war jeweils einem Dichter oder einer Dichterin gewidmet, darunter Else Lasker-Schüler, Edgar Allan Poe, Bob Dylan und Eva Strittmatter, und kostete 90 Pfennig. Lange Zeit entsprach das in der DDR dem Brotpreis. Eine schöne Nähe, die Literatur so liebevoll zugänglich macht und ihr gleichzeitig einen enormen Wert beimisst. Die »Roman-Zeitung« war sogar noch erschwinglicher – für nur 80 Pfennig gab es am Zeitungskiosk Weltliteratur. Das »Poesiealbum« gibt es übrigens heute noch. Der Wilhelmshorster Verleger Klaus-

Peter Anders hat es herübergerettet, unter Mühen, auf dem Markt, gegen den Markt, es erscheint viermal im Jahr, jedes Heft kostet fünf Euro, ein editorisches Abenteuer der Leidenschaft, der Ausdauer, der verpflichtenden hohen Qualität.

Querlesen

Meine Mutter und mein Vater besaßen die Fähigkeit, Bücher in einer so unglaublichen Schnelligkeit zu lesen, wie ich es bei niemand anderem erlebte. Sie lasen quer, ohne sich vorwerfen lassen zu müssen, sie hätten das jeweilige Buch nur überflogen. Diese Technik erlernten sie bei ihrer Verlagsarbeit, sie mussten naturgemäß, unter Zeitdruck, Unmengen an Manuskripten lesen. Geschwindigkeit ging aber nicht auf Kosten der Genauigkeit der Lektüre oder der Intensität der Leseerfahrung. Eine beneidenswerte Fähigkeit! Da bin ich deutlich langsamer.

Rauchen und Beten

Gute Witze gehören zur Literatur. In Oscar Wildes Kunstmärchen *Die bedeutsame Rakete* gibt es diese titelgebende und wahnsinnig eingebildete Rakete. Ihr Lieblingsthema? Sie selbst. Und dabei ist sie ungewollt wahnsinnig komisch, sagt zum Beispiel, dass sie sich oft ausgiebig mit sich selbst unterhalte – und dabei so brilliant sei, dass sie manchmal selbst kein Wort verstehe. Witz

verdient den Namen dort, wo er auch vor dem Heiligsten nicht haltmacht. Oder? Es gibt da diesen jüdischen Witz, den mein Vater immer erzählte: Sagt ein Jude zum anderen: »Du siehst ja so verdrießlich aus.« Antwortet der andere: »Ja, ich bin sauer. Ich habe den Rabbi gefragt, ob ich beim Lesen der Thora rauchen darf. Er hat das entschieden verneint.« – »Du bist aber auch blöd«, sagt der Freund, »du hättest fragen müssen, ob du beim Rauchen die Thora lesen darfst. Das hätte er immer erlaubt.«

Signierstunde

Als Autor ist man Signierstunden gewöhnt. Manchmal schaue ich in die Reihe der Wartenden und denke: Ein Glück, dass ich einen so kurzen Namen habe. Ich heiße ja nur Gregor Gysi – nicht auszudenken, wenn ich Sabine Leutheusser-Schnarrenberger hieße ...

Thora-Tragödie

Auf der Seite meines Vaters gab es einen Wilhelm Heinrich Lessing, der 1881 in Bamberg geboren wurde und dessen Geschichte bei uns zu Hause immer wieder erzählt wurde.

Während der Pogrome im November 1938 versuchte er in der sogenannten Reichskristallnacht die Thora-Rolle aus der brennenden Synagoge in Bamberg zu retten. Die Brandstifter entdeckten und schlugen ihn, die Thora-Rolle wurde ins Feuer zurückgeworfen. Wilhelm Lessing floh nach

Hause, die Nazis folgten ihm. Sie zerrten ihn heraus, zündeten das Haus an und misshandelten ihn auf offener Straße. Wenige Monate später erlag er seinen Verletzungen. Ihm zu Ehren wurde die Sophienstraße, in der er mit seiner Familie in Bamberg gelebt hatte, in Willy-Lessing-Straße umbenannt.

Umlaufbahn und Umschau

Einmal, als meine Mutter von einer Dienstreise nach Georgien zurückkam, hatte sie ein Gastgeschenk im Gepäck, einen wunderschönen Bildband über das Land, das sie besucht hatte. Kurze Zeit später feierte der Staatssekretär einen runden Geburtstag, und sie schenkte ihm den wunderschönen Bildband über Georgien, für den sich der Beschenkte so herzlich bedankte, wie sich auch meine Mutter bei ihren Gastgebern in der Sowjetunion bedankt hatte. Wiederum kurze Zeit später war der ebenfalls runde Geburtstag meines Vaters, der damals noch als Kulturminister arbeitete, und er bekam vom Staatssekretär diesen wunderschönen Bildband über Georgien geschenkt. Und natürlich bedankte er sich sehr herzlich. Kurz danach feierte meine Mutter den gleichen runden Geburtstag wie mein Vater und bekam von ihrem Ex-Mann selbstverständlich ein Geschenk – und da war er wieder im Haus, dieser wunderschöne Bildband über Georgien, für den sich meine Mutter nun allerdings nicht mehr ganz so

herzlich bedankte.

Wann immer ich bei jemandem zu Gast bin, ist es für mich ein besonderer Moment, wenn ich die Gelegenheit bekomme, mir die Bücherregale meiner Gastgeber anzusehen. Ich bin neugierig: Wer und was wird in diesem Haushalt gelesen? Gibt es eine erkennbare Ordnung oder ein liebevolles Durcheinander auf den Regalbrettern? Sieht man den Büchern an, dass sie immer und immer wieder gelesen und von ihren Besitzern überall hin mitgenommen wurden? Oder sind es Erinnerungsstücke, vielleicht sogar besondere, ja wertvolle Ausgaben, die im Bücherschrank darauf warten, sorgsam durchblättert zu werden? Bei diesen Umschauen erfährt man so einiges über die Eigentümer der Bücher ...

Vorsilbe

Die Erben Bertolt Brechts wachten streng über dessen Werk. Barbara Brecht-Schall verwaltete den Nachlass ihres Vaters und entschied so auch über die Aufführungsrechte für die Stücke ihres Vaters. Von einem Theater der DDR wurde sie um Verständnis dafür gebeten, dass sie den *Baal* in moderner Form auf die Bühne bringen wollten. Sie schrieb zurück, dass hier ein Missverständnis vorliege: Das Theater benötige nicht ihr Verständnis, sondern ihr Einverständnis. Das aber gebe sie nicht. Eine Vorsilbe kann ein gnadenloses Urteil besiegeln.

Weltreiche und Stecknadeln

Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger hat Ende der 1970er-Jahre in der *Zeit* einen klugen Text veröffentlicht, in dem er sich mit der »Zukunft des Buches« befasst, also damit, wie dieses durch »Innovationsschübe der Technologie« bedrängt wird. Er kommt zu dem beruhigenden Schluss, dass das Buch erstaunlich viele Vorzüge mit einer Stecknadel gemein hat. Die Literatur als Stecknadel? Das gefällt mir! Die Stecknadeln finden wir, da mag der Heuhaufen noch so groß sein. Und da mag auch der Haufen »Heu« noch so groß sein, den man mit den modernen schnellen Medien verdient – die Stecknadel zeigt sich dauerhafter als so manches Weltreich.

X ...

X? Welches Wort passt? Den an dieser alphabetischen Stelle üblichen Unsinn mit Xantippe lassen wir bitte weg, Xylophon kann ich auch nicht spielen, und Goethes und Schillers *Xenien* brauchen meinen Kommentar schon überhaupt nicht.

Yacht und Unglück

In F. Scott Fitzgeralds *Der große Gatsby* sitzt der Titelheld, bevor er zu jenem mysteriösen Millionär wird, in einem Ruderboot und blickt zu einer Yacht auf, die für ihn »der Inbegriff von Schönheit und Glamour auf der Welt« ist. Die Yacht ist somit das Erste, was er von der Welt des Luxus

sieht – einer Welt, der er schließlich angehören wird, die ihn aber nie wirklich erfüllen kann. Denn sein großes Vermögen verschafft ihm zwar Größe und Geltung, hilft ihm aber nicht, seine große Liebe Daisy zurückzugewinnen.

Zukunft

Es gibt Leute, die irgendwann ihre Hoffnungen begraben und dann in die Gleichgültigkeit flüchten – weil sie sonst nicht schlafen können und schlecht träumen. Kann schon sein, dass sich Pessimisten mit ihren trüben Vorhersagen seltener blamieren. Aber ich finde, dass man die Zukunft nie denen überlassen sollte, die immer nur abwinken und sagen: Bringt nichts, geht nicht, schaffen wir nicht. Rückschläge, die man erlebt, sind nicht automatisch das Ende, sondern oft nur ein Übergang. Ich mache kein Yoga, ich schwimme und fahre Rad, aber ich habe irgendwo einen sinnigen Satz über Yoga gelesen: Es geht nicht darum, seine Zehen zu berühren, es geht darum, was man auf dem Weg nach unten lernt. Mal sehen, was es ist. Aus diesem Impuls heraus lebe – und lese – ich.

Zweiter Teil

Margarete!

Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil von
Johann Wolfgang von Goethe

HANS-DIETER SCHÜTT: Herr Gysi, Goethe als Schulstoff ...

GREGOR GYSI: Das war anstrengend, wenn ich mich recht entsinne.

SCHÜTT: Ja, die Verehrung für Goethe wirkte zu Schulzeiten wie eine strenge Vorschrift: Schaut nur, dieses Maßvolle und Mustergültige! Seht nur, dieses rundum Gelungene!

GYSI: Da könnt ihr etwas lernen! Ein Vorbild!

SCHÜTT: Vorbild klingt ein bisschen wie Vorhölle. Wenn der Deutschlehrer mit Goethe anrückte, wuchs Widerwille?

GYSI: Dieses Reflexschema, es gilt für jedes Thema, auch für die Politik. Ob Deutschland oder Frieden, ob Europa oder Freiheit, ob Wetter oder Utopien, ob Gott oder Goethe: Nimmt ein Pädagoge ...

SCHÜTT: Oder Politiker!

GYSI: ... nimmt jemand von einer Sache den Mund voll und voller und geht es hinein in Wiederholungsschleifen und Lektionen mit erhobenem Zeigefinger, dann hängt es den meisten, die so ein Lehrstück hören und begreifen sollen, schnell zum Halse heraus. Man blockt ab.

SCHÜTT: Goethe: Absolute Monumentalität, also Einschüchterung! Das Schultrauma schlechthin. Eine

Einladung wäre etwas anderes gewesen. Das hat sich aber auch bei Ihnen geändert?

GYSI: Ja, mit den Jahren kommen Einsicht und Erkenntnis.

Und diese ganz andere Erlebnisfähigkeit! Goethe war genial, sein *Faust* ist, wörtlich genommen, nicht zu fassen.

Ich finde es faszinierend, wie Goethe seine Pflicht als Minister und gleichzeitig sein Genie als Dichter gelebt hat.

SCHÜTT: Sicher, aber unter der Pflicht hat er auch gelitten.

Na ja, nicht wirklich, sagen manche.

GYSI: Auf die bleibende Lust am Regelbruch kommt es an – gerade weil man den Grund der Pflicht zutiefst akzeptiert.

SCHÜTT: Volle Empfindung Tag und Nacht, das war die eine Hälfte des Talents, volle Vernunft Nacht und Tag die andere. Eine Existenz, so abgerundet wie die Erde – die zufrieden sein mag mit ihrer Kruste, aber darunter, da wühlt doch Hitze. Die Erde hat Vulkane, Goethe hatte sein Werk.

GYSI: *Wir* haben es!

SCHÜTT: Goethe schreibt, Goethe plant, Goethe zeichnet, Goethe prüft, Goethe ordnet, Goethe korrespondiert, Goethe empfängt, Goethe ruht, Goethe reist, Goethe liest. Das alles regelmäßig, manchmal alles an einem einzigen Tag. Gewandert ist er auch.

GYSI: Goethe war ein Meister seiner selbst.

SCHÜTT: Wann ist der Mensch Meister seiner selbst? Wenn er sich zu der Lüge durchringt, er sei Herr über seinen

Terminkalender?

GYSI: Wohl kaum. (*lacht*)

SCHÜTT: Mochten Sie als Schüler Mephisto mehr als Faust?

GYSI: Ja, wer nicht – und zwar wegen der Instrumentalisierung von Faust. Der wurde idealisiert, Mephisto war böse und räudig. Das lockte weit stärker.

SCHÜTT: Mit dem 20. Jahrhundert ging etwas zu Ende: Goethes Held ist nicht länger ein unanfechtbarer Held der Vernunft.

GYSI: Faust? Er will wissen, was die Welt zusammenhält. Er will eigentlich alles wissen.

SCHÜTT: Und haben.

GYSI: Deshalb schickt ihm Gott den Teufel.

SCHÜTT: Der Teufel ist Verführung und Verkommenheit. Und er hat keinen langen Weg zum Menschen hin. Der Teufel steckt nämlich nicht nur im Detail, er ist auch Teil von Faust selbst.

GYSI: Das gilt für jeden Menschen, ja.

SCHÜTT: »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, / Die eine will sich von der andern trennen«.

GYSI: Ist überhaupt sagenhaft, wie viele geflügelte Worte das Werk enthält. Die gehören zu seiner Wirkung: »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten«, »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein«, »Das also war des Pudels Kern!« und natürlich »Da steh ich nun, ich armer Tor! / Und bin so klug als wie zuvor«.

SCHÜTT: Was die zwei Seelen betrifft: Goethe, der Feingeist, hat als Politiker ein Todesurteil bejaht.

GYSI: Das Widersprüchliche schlaucht den Charakter. Ich – das ist immer auch ein anderer, sagen die Dichter aller Zeiten.

SCHÜTT: Goethe einen Klassiker zu nennen – vielleicht fordert es heute vor allem, sein bitteres Urteil über uns Gegenwärtige zu ertragen. Denn: Man erlebt Faust und sieht einen intelligenten Menschen, der sich Selbstermächtigungsgesetze organsiert. Wie er Unschuld in den Wahnsinn treibt. Wie er Gott spielt in Welten, die er nicht schuf.

GYSI: Ich sehe, Sie kratzen am Aufklärer, am Träumer, am Vorwärtsdrängenden.

SCHÜTT: Das Träumen und das Aufklären: Fausts Beispiel ermutigt, es regt an, es macht aber auch misstrauisch: Vorwärtsdrang ist immer auch mit der Gefahr verbunden, dass man rücksichtslos wird.

GYSI: Das stimmt.

SCHÜTT: Dieses Misstrauen in den angeblichen Fortschritt hat zugenommen, Eroberer stehen in keinem guten Ruf mehr.

GYSI: Es gab diese aufsehenerregende Inszenierung des ersten Teils vom *Faust* am Deutschen Theater Berlin, 1968, Regie: Adolf Dresen, Wolfgang Heinz war damals Intendant. Die Aufführung thematisierte die Müdigkeit des Intellektuellen angesichts des (angeblichen) Fortschritts.

Auch ein Spiegel der DDR. Meine Schwester spielte mit, als Schauspielstudentin, beim Osterspaziergang. Am Premierenabend war nach der Pause die gesamte SED-Prominenz verschwunden. Nur mein Vater saß noch in der ersten Reihe, einsam und neugierig. Er war damals Kulturminister. Tosenden Applaus gab es am Ende. Die Inszenierung wurde stark diskutiert, es gab ein aufgeladenes Pro und Kontra, Adolf Dresen selbst sprach von einem der größten Theaterskandale der DDR. Schnell war die Befürchtung geweckt, man werde die Inszenierung aus ideologischen Gründen absetzen.

SCHÜTT: Ulbricht hatte übrigens schon während der Proben zu diesem *Faust* davon gehört, dass die Inszenierung »fürchterlich« werde, da sie sich gegen das heroische Bild vom »Genossen Faust« wende. Der Vorwurf, den er an Minister Gysi weitergab, war ihm wohl von Ehefrau Lotte eingeflüstert worden. Klaus Gysi, Ihr Vater, soll daraufhin zu Ulbricht gesagt haben, dass man Frau Lotte am besten gleich zur Kulturministerin machen solle, wenn sie im Hause Ulbricht ohnehin für die Kulturpolitik zuständig sei. Ulbricht lachte, sagte aber deutlich, Ihr Vater trage die volle Verantwortung für das, was am DT geschehe.

GYSI: Die Inszenierung wurde nicht abgesetzt. Sie hatte viele Verteidiger, auch meinen Vater – wenngleich er sie inhaltlich ebenfalls kritisierte. Allerdings musste Wolfgang Heinz als Intendant zurücktreten, und nie wieder wurde der

Abend in der Premierenversion gezeigt. Übrigens: Fred Düren, dem Faust, einem der großen Schauspieler in der DDR, hat mein Vater als Staatssekretär für Kirchenfragen sehr geholfen, nach Israel auszureisen. Als Vater todkrank war, kam Nachricht aus Jerusalem. Fred Düren schickte ihm die Worte aus dem Kolosserbrief: »Richtet euren Sinn auf das Himmlische und nicht auf das Irdische!« Mein Vater öffnete, als seine Frau Birgid ihm diesen Gruß vorlas, noch einmal seine Augen, er zeigte an: Ich habe verstanden.

SCHÜTT: Faust, der getriebene Mensch »verhungert in der Fülle«, wie es im zweiten Teil der Tragödie heißt. Er kommt trotz verlorener Wette mit dem Teufel in den Himmel.

Warum?

GYSI: Ja, Gott gewinnt. Goethe erzählt vom Sinn und von der Schärfe dessen, was im Leben gegeneinandersteht ...

SCHÜTT: ... und doch zusammengehört.

GYSI: Ja, klar. Jede Sache hat ihre Kehrseite, und manchmal ist das, was wir sehen, bereits die Kehrseite. In dieser Klemme steckt das Leben. Und wir mit ihm. Der Osterspaziergang zum Beispiel ist einerseits wunderbar, da ist diese herrlich erwachende Frühlingslandschaft, aber andererseits quillt die brachiale, bornierte Ostergesellschaft von Leuten herein, denen die Kriege »hinten, weit, in der Türkei« völlig gleichgültig sind.

SCHÜTT: Und Gretchen?

GYSI: Ich sage: Margarete. Goethe schildert im Schicksal

dieses Mädchens, seiner Schwangerschaft und seinem Tod, wie weit die Gesellschaft von einer Gleichstellung der Geschlechter, vom Recht der Frau, über ihre Schwangerschaft selbst zu entscheiden, entfernt ist. Margarete erzeugt Mitgefühl, und sie wird gleichsam überall aufgerufen, wo es um die Legalisierung der Abtreibung geht.

SCHÜTT: Das klingt, als sei Gretchen ...

GYSI: Margarete.

SCHÜTT: ... für Sie die heimliche Hauptfigur. Sie ist gewissermaßen die Aktivistin, die nur noch nichts davon weiß.

GYSI: Frauen wie sie haben eine neue Qualität, sie sind mir sehr sympathisch. Es lohnt sich, das aus dem Stück herauszulesen und Margarete nicht immer nur als bloßes Opfer zu zeigen. Sie lässt sich nicht von diesem Heinrich retten, den sie liebt, aber vor dem es ihr letztlich graut. Sie kann am Ende den Liebsten nicht anschauen, ohne den Teufel in ihm zu erblicken.

SCHÜTT: Sie entscheidet sich für ihren eigenen Weg.

GYSI: Für ihr eigenes Ende. In unseren Gesprächen hat Heiner Müller über die Schriftstellerin Elfriede Jelinek gesagt, sie sei eine Botin aus dem Jahrhundert der Frauen, das noch nicht angebrochen sei. Das ist eine großartige Formulierung über den Stand der Dinge. Auch Margarete ist so eine Botin – aus ebendiesem Jahrhundert, das garantiert kommt!

SCHÜTT: Der Teufel versorgt Faust mit Sinnesreizen und Waren, er ist ein Händler. Das heißt, er ist ein sehr moderner Typ. Er ist ein Ermöglicher, der das Glück der Zukunft verkauft: Du kannst es sofort haben, wenn du dich an mich hältst.

GYSI: Und alles, was er ermöglicht, geht zu Lasten von dem, was wir Moral nennen.

SCHÜTT: Dann der zweite Teil vom *Faust*: etwa Homunculus und Euphorion, tragische Geschichten um einen, der körperlich nicht zur Welt kommen darf, und einen, der an der Illusion stirbt, fliegen zu können. Oder die Gestalten, die ihr ganzes Wesen schon im Namen tragen: die »drei gewaltigen Gesellen« Habebald, Haltefest und Eilebeute ...

GYSI: Am stärksten und prophetischsten empfinde ich Mephistos Papiergeld-Erfindung am Kaiserhof. Das ist blanke kapitalistische Gegenwart. Ich erinnere mich an eine Rede des bedeutenden Schweizer Soziologen Jean Ziegler, die er vor einigen Jahren zur Eröffnung der Salzburger Festspiele halten sollte. Er durfte nicht reden. Als offizieller Grund wurde das angebliche »Näheverhältnis« Zieglers zu Libyens Machthaber Muammar al-Gaddafi genannt. Der Ausgeladene selbst witterte andere Gründe: Die Rede sei auf Druck von Schweizer Großbanken und Festspielsponsoren verhindert worden, und er schrieb die Rede dennoch. In seinem Text protestiert Ziegler direkt und scharf gegen das internationale Bankensystem, das er

verantwortlich macht für die Millionen Hungertoten. Das Geld sitze locker »zur Wiederbelebung des Interbanken-Kredits zur Rettung der Spekulations-Banditen. Für die humanitäre Soforthilfe (und die reguläre Entwicklungshilfe) blieb und bleibt praktisch kein Geld«.

SCHÜTT: Es gab im selben Jahr eine Hamburger *Faust*-Inszenierung von Nicolas Stemann, in der während der Szene der Papiergeld-Erfindung aus Zieglers Rede zitiert wurde.

GYSI: In der Rede steht, welche Hoffnung er in seinen Salzburger Auftritt gesetzt hatte: »Die Kunst [...] durchdringt auch die dickste Betondecke des Egoismus, der Entfremdung und der Entfernung. Sie trifft den Menschen in seinem Innersten, bewegt in ihm ungeahnte Emotionen. Und plötzlich bricht die Defensiv-Mauer seiner Selbstgerechtigkeit zusammen. Der neoliberale Profitwahn zerfällt in Staub und Asche. Ins Bewusstsein dringt die Realität, dringen die sterbenden Kinder. Wunder könnten in Salzburg geschehen: Das Erwachen der Herren der Welt. Der Aufstand des Gewissens!«

Und dann: »Aber keine Angst, dieses Wunder wird in Salzburg nicht geschehen! Ich erwache. Mein Traum könnte wirklichkeitsfremder nicht sein! Kapital ist immer und überall und zu allen Zeiten stärker als Kunst.«

SCHÜTT: Ein bitteres Fazit.

GYSI: Es löst bei mir die Assoziation mit Papst Franziskus aus,

der sagte: »Diese Wirtschaft tötet.« In einem Gespräch, das ich mit einem römisch-katholischen Sozialethiker und Dominikaner führte, ging es um genau diesen Satz. Mein Gesprächspartner fragte nahezu entrüstet: »Aber wer soll denn das Subjekt der Wirtschaft sein, das tötet?« Ich verwies auf die Strukturen. Jährlich sterben auf der Erde unzählige Menschen an Hunger, noch immer hungern laut Welthungerhilfe über 700 Millionen Menschen weltweit, obwohl die Landwirtschaft die Menschheit zweifach ernähren könnte. Hinzu kommen Millionen Tote aufgrund von behebbaren Umweltschäden. So tötet Wirtschaft. Und so wird ein Linker gegenüber einem katholischen Kirchenvertreter zum Verteidiger des Papstes! Verrückt, oder?

SCHÜTT: Auch Faust wird zum Kapitalisten. Seine Urbarmachungsfantasien kosten Menschenleben. Naturgüter sowieso.

GYSI: Da sind wir wieder beim Kern: *Faust* gestattet kein endgültiges Urteil. Faust wird gierig, ja, aber wenn man alles zusammennimmt, bleibt der Gedanke der Emanzipation – für die man durch schlimme Erfahrungen hindurchmuss, leider. Goethe hat sich über Leute gewundert, die wissen wollten, welche Idee sein *Faust* enthalte. In einem Gespräch mit Eckermann meint er: »Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas;

aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. [...] Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!« Das gefällt mir.

SCHÜTT: Goethes naturwissenschaftliches Interesse war stark ausgeprägt, auch sein kritischer Blick auf die Art der Menschen, mit Natur umzugehen. Nach seiner Italienreise schreibt er von »Werth und Würde des Naturelements«.

GYSI: Es ist spannend, wie früh eine gewisse Sorge um die Umwelt aufkam. Mephisto sagt im fünften Akt des zweiten Teils: »Mit deinen Dämmen, deinen Bühnen; / Denn du bereitest schon Neptunen, / Dem Wasserteufel, großen Schmaus. / In jeder Art seid ihr verloren; – / Die Elemente sind mit uns verschworen, / Und auf Vernichtung läuft's hinaus.«

SCHÜTT: Die Warnung zeigt sich bei Goethe schon im *Zauberlehrling*, der ist auch so eine Art Faust, der sich frevelhaft das Wirken der Elemente zu unterwerfen sucht.

GYSI: »Die ich rief, die Geister / Werd' ich nun nicht los« ... Goethe sagt nicht »Vorwärts!«, ohne nicht auch »Vorsicht!« zu sagen. Es war übrigens Karl Marx, der vom »wirkliche[n] Geist aller Dinge« in Goethes *Faust* sprach und zur Grundlage seiner eigenen Kapitalismuskritik machte. Der junge Marx hatte sich von Mephisto inspirieren lassen, der

in der Tragödie erster Teil das Erfolgsrezept des Kapitals mit den Worten beschreibt. »Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, / Sind ihre Kräfte nicht die meine? / Ich renne zu und bin ein rechter Mann, / Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.« Eine Erkenntnis, die Marx in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* wie folgt kommentiert: »Was ich zahlen, d. h., was das Geld kaufen kann, das bin ich, der Besitzer des Geldes selbst. So groß die Kraft des Geldes, so groß ist meine Kraft [...] Geld ist der wirkliche Geist aller Dinge, wie sollte sein Besitzer geistlos sein?«

SCHÜTT: Goethe lehnte Revolutionen, etwa die Französische, ab.

GYSI: Aber nicht den Traum von der besseren Welt! Sein *Faust* ist eine Kritik an der bestehenden Realität, und im Stück lodert für mich ein aufrührerischer Gedanke: Die Opfer von Unfreiheit und Ungerechtigkeit werden, früher oder später, auf Veränderung drängen.

SCHÜTT: Gewaltsam?

GYSI: In einer Demokratie zählt Überzeugung, nicht Druck. In einer Diktatur allerdings muss man ganz anders denken. Dort gibt es möglicherweise, um Zustände zu ändern, keinen anderen Weg als den der Gewalt.

SCHÜTT: Revolution.

GYSI: Bei dem Wort denke ich an Völker, die nach einem Weg suchen, sich von der Gewaltherrschaft zu befreien. Aber ich denke auch, dass man mit Schlagworten vorsichtig sein

sollte, wir leben in ganz anderen Verhältnissen. Doch wer weiß, wohin alles steuert ... Goethe findet jedenfalls für den zweiten Teil seiner Tragödie einen genialen Ausgang: »Das ist der Weisheit letzter Schluß: / Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / Der täglich sie erobern muß. / Und so verbringt, umrungen von Gefahr, / Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr. / Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, / Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.« Im Schlussmonolog begreift Faust, dass er seinen Vertrag mit dem Teufel aufkündigen muss. Der Satan, schon ganz sicher, die Wette gegen Gott in Bezug auf Faust gewonnen zu haben, verliert schließlich doch. Das ist ein bisschen nebulös, großartig. Faust gibt ihm zwar seine Seele, aber die Engel entwinden sie dem Teufel, mit der interessanten Begründung: »Wer immer strebend sich bemüht, / Den können wir erlösen.« Und dass Faust sich strebend bemüht hat, kann niemand bestreiten. Der Gedanke überwiegt bei mir.

SCHÜTT: Nun sagen Sie nicht noch, das sei sozialistisch.

GYSI: Es ist herausfordernd, experimentell.

SCHÜTT: Mit allem Risiko.

GYSI: Mit vollem Risiko!

SCHÜTT: Aber da kommen auch, Sie haben es angedeutet, jene Dinge ins Spiel, die geheimnisvoll bleiben.

GYSI: Zum Beispiel der »Chorus mysticus«, ganz am Schluss vom zweiten Teil: »Alles Vergängliche / Ist nur ein

Gleichnis; / Das Unzulängliche, / Hier wird's Ereignis; / Das Unbeschreibliche, / Hier ist's getan; / Das Ewig-Weibliche / Zieht uns hinan.« Da steigst du hinein und kommst nicht wirklich weiter, du bekommst das nicht auf einen einfachen Nenner. Jede Verszeile ist wie ein Nebel, ist ein Stoff ohne Ende.

SCHÜTT: Deshalb Schluss jetzt. Nur ein Fazit: Faust wagt den ultimativen Kick, er würde es wohl sogar wagen, die Endpunkte der Zivilisation zu erobern. Hybris!

GYSI: Nicht nur!

SCHÜTT: Hybris! Und der Mensch, der ihn hätte liebend aufhalten können, wird schon im ersten Teil von ihm zerstört.

GYSI: Margarete. Hingerichtet.

SCHÜTT: Zwar kommt von oben der Bescheid, sie sei gerettet, aber gegen menschliches Unrecht bleibt der Himmel letztlich stumm. Warum? Das bleibt die bittere Frage an einen unbeirrbaren Glauben an Gott.

Warum lachen Sie, ausgerechnet jetzt?

GYSI: Der Himmel bleibt stumm, ja, ein sehr ernstes Thema, aber Goethe schreibt auch: »Wie machen wir's, / daß alles neu / Und mit Bedeutung auch gefällig sei?«

SCHÜTT: Wir waren beim Himmel.

GYSI: Eben. Vor Jahren wanderte ich mit Bodo Ramelow ein Stück durch Thüringen. Wir begannen unseren Weg an der Grenze zu Bayern, im Höllental. Es ging über den

Teufelsstieg und die Teufelstreppe zum Teufelsberg. Ob ich in den Himmel käme, fragten mich Spaziergänger unterwegs. Ich antwortete, ich sei mir nicht sicher, und ich wisse gar nicht, ob ich mir das wünschen solle. Denn wahrscheinlich trifft man in der Hölle die weit interessanteren Leute.

Schrecken und Befreiung

Mario und der Zauberer von Thomas Mann

Zwischen Schriftstellern kann es ganz schön bissig zugehen. »Sieh mal einer an, das Scheusal hat Talent!« So lautete Thomas Manns Kommentar nach der Lektüre eines Brecht-Stücks. Manns Kurzgeschichten habe er immer ganz gut gefunden, lautete die spitze Erwiderung Brechts bei Übermittlung des Kompliments. Das war eine deutliche Breitseite gegen den Schöpfer dickleibiger Weltliteratur. Kurzgeschichten! Manns *Zauberberg* zählt immerhin über 1000 Seiten.

Die Novelle *Mario und der Zauberer* von 1930 ist eines dieser kürzeren Prosawerke des Lübecker Literaturnobelpreisträgers. Ich habe sie mit Spannung und Entsetzen gelesen. Sie offenbart, im Angesicht des aufkommenden Faschismus, das Geheimnis der Manipulation, der psychischen Deformation, die sich hinter Spiel und Show verbirgt. »Befehlen und Gehorchen, sie bildeten zusammen nur ein Prinzip, eine unauflösliche Einheit; wer zu gehorchen wisse, der wisse auch zu befehlen, und ebenso umgekehrt; der eine Gedanke sei in dem anderen inbegriffen, wie Volk und Führer ineinander inbegriffen seien«.

In Thomas Manns Geschichte verbringt der Ich-Erzähler

die Ferien mit seiner Ehefrau und den Kindern in Italien am Meer. Eine bürgerliche deutsche Familie, die im Sommer 1926 im fiktiven Badeort Torre di Venere auffällig diskriminiert wird – der Geist unter Mussolini durchdringt in kleinen, aber deutlich gesetzten Portionen einer durchgängigen Schikane die Alltagskultur. Hier wird der Familie das Essen auf einer Hotelveranda verwehrt, die »unserer Kundschaft« vorbehalten sei, da werden sie in ein Nebengebäude des Hotels umquartiert, weil es Beschwerden über den Keuchhusten der Kinder hagelt, der eigentlich bereits im Abklingen ist ...

Bevor die Familie enttäuscht abreist, entscheidet sie sich aber noch, das Gastspiel eines fahrenden Zauberkünstlers zu besuchen. Auf Plakaten wird der »Cavaliere Cipolla« angekündigt. Den möchten die Kinder unbedingt sehen.

Es handelt sich um einen älteren, hässlichen Mann mit einem Buckel und einer asthmatischen, blechern klingenden Stimme. Er hält in der einen Hand eine brennende Zigarette und in der anderen eine Reitpeitsche. Schnell wird klar, dass dieser Mann mit der so abstoßenden Erscheinung eine Koryphäe auf dem Gebiet der Hypnose ist. Er verlangt von einem vorlauten Zuschauer, gewissermaßen als Strafe für dessen Gegenwehr, die Zunge herauszustrecken und in dieser Pose auszuharren. Es kommt zu einem Willensduell und Wortgefecht, das der sprachgewandte Hypnotiseur nach einem entschlossenen »Uno« und dem Knallen der

Reitpeitsche kalt für sich entscheidet. Der anfangs spürbaren Antipathie der Zuschauer begegnet er durch rhetorische Überlegenheit und verblüffende handwerkliche Souveränität. Es folgen weitere Kunststücke, etwa scheinbare Gedankenübertragungen – und das wie von unsichtbaren Fäden geführte Publikum gerät mehr und mehr in die Fänge dieses unheimlichen Mannes.

Die Veranstaltung steigert sich in einen wahren Grusel: Ein Zuschauer verkrümmt sich auf Cipollas Befehl hin zu einer Sitzbank, eine Frau aus dem Publikum wird in einen künstlichen Schlaf versetzt. Schließlich tanzt das Publikum wie in Trance durch den Saal. Zum Höhepunkt gerät, wie Cipolla den 20-jährigen, sympathischen Kellner Mario aus dem Café Esquisito – die deutsche Familie kennt und mag ihn – derart hypnotisiert, dass dieser den alten Kerl mit den schlechten Zähnen als seine Geliebte sieht und ihn küsst. Als der beschämte Mario wieder zu sich kommt, ist er so wütend und außer sich, dass er den Zauberer mit zwei Schüssen aus einer Pistole tötet.

Das »tragische Reiseerlebnis«, diese freiwillige Unterwerfung eines ganzen Publikums unter die Macht des diktatorischen Magiers, wird zu einem Gleichnis auf den dunkler werdenden Geist Europas und der gesamten Zeit. Die Sprache Thomas Manns taucht alles ins Böse, Abstoßende. Da ist die Rede sogar von der »Schreckensherrschaft der Sonne«, wenn es um die bereits

gereizte Atmosphäre in Mussolinis Italien geht, da ist die »kriegerische Reizung«, die von der Szenerie mit dem Zauberer ausging.

Cipolla steht für die diktatorische Macht, Mario für den rebellischen Menschen. Thomas Manns Ich-Erzähler, der Familienvater, beobachtet, zunächst verwundert, mehr und mehr kritisch und letztlich angewidert. Das liberale Denken steht in einer existenziellen Prüfung. Und diese Prüfung schließt die Frage nach der eigenen Verführbarkeit ein: Ist man nicht selbst auch fasziniert vom Bösen? Der Erzähler fragt: »Hätten wir nicht abreisen sollen? Hätten wir es nur getan! Wir hätten dann diesen fatalen Cipolla vermieden.« Aber in der Pause der gespenstischen Schau fand die deutsche Familie trotz ihrer Abneigung nicht die Kraft, die Vorstellung zu verlassen. Und die Kinder wirken wie eine zusätzliche, verständliche Besänftigung: Sie wollen unbedingt zusehen und finden Cipolla herrlich.

Thomas ist von den beiden Schriftsteller-Brüdern Mann der Aristokrat, Heinrich der Citoyen. Wie hätte Heinrich Mann diese Geschichte gebaut? Härter, peitschender, im Anklagetone direkter? Thomas Mann erzählt leise, seine grandiose Sprache verlässt nie die Ebene der hohen, filigranen Satzkultur; beim Blick in einen Abgrund bleibt er betörend. Das ist einmalig.

Der Schriftsteller, der Deutschland bereits im Februar 1933 verlässt – zunächst in die Schweiz, dann in die

USA –, hat später notiert, diese Novelle sei seine »erste Kampfhandlung gegen das gewesen, was damals schon die europäische Gesamtatmosphäre erfüllte«, in der die Widerstandsfähigkeit der Menschen auf eine harte Probe gestellt wurde. Einem Zuschauer, der nicht mitmachen will, entgegnet Cipolla: »Sie werden mir [...] damit meine Aufgabe etwas erschweren. An dem Ergebnis wird Ihr Widerstand nichts ändern. Die Freiheit existiert, und auch der Wille existiert; aber die Willensfreiheit existiert nicht, denn ein Wille, der sich auf seine Freiheit richtet, stößt ins Leere.«

Die Novelle um Mario und Cipolla zeigt, wie gesittete Leute die Fassung verlieren, wie sie sich in hämische Beobachter von Demütigung und in ungehemmte Voyeure der Bloßstellung verwandeln. Cipolla genießt seine Macht, er zieht diabolisch an seiner Zigarette und trinkt Cognac. Menschen des Ferienortes, die sich eben noch höflich grüßten, verlachen einander fies und laut. Wie schnell es doch funktioniert, dass man sich in einer tumben, tobenden Masse verliert. Völlig losgelöst, wirr, gewissermaßen bewusstlos. Erschreckend übertragbar ist dieser Mechanismus. Bitter, wie es gelingt, dass Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, die eben noch gut miteinander lebten, plötzlich aufeinander losgehen. Grausam, wie es vonstattengehen konnte, dass zu viele schwiegen, als Jüdinnen und Juden abtransportiert wurden.

Von 1940 bis 1945 wird Thomas Mann über die BBC monatlich Rundfunkansprachen aus den USA an »Deutsche Hörer!« halten. Er wird der einzige Emigrant sein, der direkt zu den Deutschen im Hitlerland spricht. Seit 1942 auch über die Konzentrationslager und den millionenfachen Mord an Jüdinnen und Juden. Er hat nie erfahren können, wer seine Mahnungen in finsterner Ferne hörte. In einem Brief aus dem Jahr 1943 beschreibt er seinen Zwiespalt: Mit der »rechten Hand« arbeite er am Roman *Doktor Faustus*, aber »mit der linken« werfe er »unermüdlich Steine in Hitlers Fenster«.

Das ist in der Rückschau auf geschichtliche Katastrophen die quälende Frage: Wie hat alles angefangen, wie konnte es nur so weit kommen? Denn selbst als alles vorbei ist, kann sich Manns Erzähler keinen Reim darauf machen, was ihn eigentlich an diesem bedrückenden Ort gehalten hat. »Unfehlbar werden Sie mich fragen, warum wir nicht endlich weggegangen seien – und ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich verstehe es nicht und ich weiß mich tatsächlich nicht zu verantworten.«

Ich denke an ein langes biografisches Gespräch, das ich 2008 am Deutschen Theater mit der legendären Schauspielerin Inge Keller führte, der Grande Dame dieser Bühne. Berühmt wurde sie auch mit ihren Thomas-Mann-Lesungen. In den Erinnerungen an ihre Jugend lebte in der über 80-Jährigen noch immer das Entsetzen über die Unbegreiflichkeit des eigenen Verhaltens. An der

Privatschule, die sie besuchte, lernten auch viele Juden. Man feierte gemeinsam Laubhütten- und Pessachfeste. »Und plötzlich waren diese Menschen weg. Ich müsste doch gefragt haben: Wo sind sie alle? Es waren doch meine Mitschülerinnen. Die zugezogenen Vorhänge an den Balkonen der Juden, die sehe ich noch, aber ich höre mich nicht fragen. Was nur macht das menschliche Hirn?«

Man hört solche Lebensgeschichten, man liest Manns Novelle, und man weiß plötzlich (oder einmal mehr): Es gibt Beeinflussungen, denen man sich um keinen Preis ergeben darf. Das ist für mich das Beunruhigende, das Zeitlose des Werkes.

»Lange kann es ja nicht mehr dauern«

Briefe aus dem Gefängnis von Rosa Luxemburg

»Meine liebe kleine Sonja! [...] Es tut mir sehr weh, daß ich Sie in Ihrer Lage verlassen mußte; wie gern möchte ich mit Ihnen wieder im Feld ein wenig schlendern oder im Erker in der Küche auf den Sonnenuntergang blicken. Ich denke Sie mir stets so einsam und verloren, und das tut mir weh. Aber ich hoffe, andere Freunde leisten Ihnen oft Gesellschaft. Lesen Sie auch?«

So schreibt Rosa Luxemburg an Sophie, die zweite Frau von Karl Liebknecht, der zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, weil er am 1. Mai 1916 auf dem Potsdamer Platz in Berlin »Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!« gerufen hatte. Rosa selbst saß zu dieser Zeit bereits im Frauengefängnis in der Barnimstraße. Wie es von der Justiz hieß, sei über die »bekannte radikal-sozialistische Agitatorin [...] im Interesse der öffentlichen Sicherheit bis auf weiteres die militärische Sicherheitshaft verhängt worden«.

Zwischen 1916 und 1918 hat Rosa Luxemburg zahlreiche Briefe und Postkarten an ihre Freundin Sophie Liebknecht geschrieben. Eine starke Frau spricht anderen Menschen Trost zu, obwohl sie sich doch selbst in einer ausweglosen Lage befindet. Rosa gibt der Freundin auch Lektüretipps:

»Ich rate Ihnen wieder dringend, die ›Lessing-Legende‹ zu lesen«, jene berühmte Schrift des sozialdemokratischen Historikers und Politikers Franz Mehring. Und sie bedankt sich für den Hölderlin-Band und den Pierre-Loti, die sie von Sophie bekommen hat. Zugleich mahnt sie: »Aber Sie müssen nicht so mit dem Geld für mich schmeißen, das ist mir eine Pein.« An anderer Stelle – sie wurde mittlerweile nach Wronke in Posen gebracht – schimpft sie gar, weil Sophie ihr nichts über Karls Befinden mitteilte, sie darüber von einer anderen Freundin erfährt: »Weshalb haben Sie mir das verschwiegen? Ich habe ein Anrecht, an allem, was Ihnen weh tut, teilzunehmen, und lasse meine Besitzrechte nicht kürzen!«

Rosa Luxemburg berichtet akribisch über ihren Gefängnisalltag und dessen kleine Freuden: etwa die Blumen in »meinem Gärtlein«, das Gezwitscher der Singvögel oder das Brummen »im tiefen Baß« einer Hummel im Gefängnisgarten. Sie betreibt Studien zu Flora, Fauna und Ornithologie. Sie sammelt Federn, liest »über die Ursache des Schwindens der Singvögel in Deutschland«. Liest überhaupt viel. »Hauptsächlich Naturwissenschaftliches: Pflanzengeographie und Tiergeographie«, findet aber auch Voltaires *Candide* »köstlich« und bittet um eine Abschrift von Goethes Gedicht »Der neue Amadis«, das mit den Worten beginnt: »Als ich noch ein Knabe war, / Sperrte man mich ein; / Und so saß ich manches Jahr / Über mir allein,

[...] / Doch du warst mein Zeitvertreib, / Goldne Phantasie«.

Auch im Gefängnis legt sie großen Wert auf ein gepflegtes Aussehen, bittet die Freundin Mathilde Jacob, ihr dieses oder jenes Kleid nebst Accessoires aus ihrer Wohnung zukommen zu lassen. Und noch einiges mehr. In Büchern, Zeitungen und Blumensträußen schmuggelt Jacob Kassiber und Berichte ins Gefängnis sowie verschlüsselte Bestellungen und Antworten heraus.

So kommentiert Rosa Luxemburg – trotz Zensur – das aktuelle Geschehen. Sie hofft auf ein reinigendes Revolutionsgewitter in Deutschland, ähnlich jenem in Russland 1917. Am 18. Oktober 1918 frohlockt Rosa: »Lange kann es ja nicht mehr dauern. Wenn [Wilhelm] Dittmann und Kurt Eisner freigelassen sind, können sie mich nicht länger im Gefängnis halten, und auch Karl wird bald frei sein.« Sie wird recht bekommen. Am 23. Oktober 1918 wird Liebknecht vorzeitig entlassen, Rosa Luxemburg kommt am 8. November frei – aus Breslau, wo sie die letzte Zeit ihrer Haft verbrachte.

Sie denkt infolge der Oktoberrevolution in Russland grundsätzlich darüber nach, wie die proletarische Macht gesichert werden kann. Dass unter den Bolschewiki, im antibourgeoisen Kampf, wichtige humanistische Standards verletzt würden, kritisiert sie und erntet so eine Maßregelung durch Lenin. Der deutschen Revolutionärin geht es um Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit: Harte, ja

unbarmherzige politische Maßnahmen seien in diesem ersten Stadium der neuen Gesellschaftsordnung gewiss nicht zu vermeiden, aber Rosa Luxemburg geißelt, dass dies auch noch gefeiert wird. Nötig gegenüber der Bevölkerung sei doch das schmerzhaftes Eingeständnis, zu bitteren Schritten gezwungen zu sein, und zwar gegen den humanen Sinn der Revolution. Lenin und die Seinen hätten ihrer Meinung nach erklären müssen, dass diktatorische, rigide Maßnahmen zur Machtsicherung nur vorübergehend angewandt würden, um dann das System Schritt für Schritt zu demokratisieren.

In diesem Aspekt erinnern mich die Briefe an den Mauerbau 1961. Er wurde von der SED-Führung gewürdigt wie eine Errungenschaft. Bei Jahrestagen gab es Kundgebungen mit den Kampfgruppen der DDR. Es wäre würdiger gewesen, diesen Einschnitt zu bedauern, ihn als etwas Zeitweiliges zu erklären und den ganz anderen Willen zu betonen: zur Bundesrepublik Deutschland und zu West-Berlin ein Verhältnis anzustreben, dass diese Mauer überflüssig gemacht hätte. Es ist ein altes Problem der linken Bewegung: dieser Anschein von Unanfechtbarkeit, diese Unfähigkeit, Parteilichkeit und Selbstkritik zu verbinden. Die Briefe von Rosa Luxemburg haben mich darin bestärkt, harte, unter Druck vollzogene politische Schritte stets auch infrage zu stellen. Es gibt dazu einen bitteren, scharf zuspitzenden Satz, den schon Georg Büchner seinen Danton zu Robespierre sagen lässt: »Wo die Notwehr

aufhört, fängt der Mord an.«

Mich bewegt bei diesem Büchlein der Luxemburg, wie sehr ein durch und durch politischer Mensch den Weltkreis und den Tageslauf als Einheit lebt. Auch da mahnt mich eine linke Erfahrung: Man ist mit großen Visionen beschäftigt und vergisst so leicht die unmittelbaren Schönheiten und alltäglichen Dinge.

Nichts ist so schwer zu fassen und zu erhalten wie Lebensfreude. Zumal wenn man sich in so einer Situation wie Rosa Luxemburg befindet. »Da liege ich still, allein, gewickelt in diese vielfachen schwarzen Tücher der Finsternis, Langeweile, Unfreiheit des Winters – und dabei klopft mein Herz von einer unbegreiflichen, unbekannten inneren Freude«, schreibt sie kurz vor Weihnachten 1917 an Sophie. Die Briefe aus der Isolation sprechen von Nachtigallen und Silberpappeln, von Stimmungen und Gefühlen, von Literatur und Musik. Man kennt den »Adler« der Revolution – für seinen Vergleich bediente sich Lenin einer russischen Fabel –, die wortgewandte Kämpferin, große Kommunistin, die Unverzagte. Hier aber lernt man eine weichherzige, gefühlsbetonte Frau kennen.

Auf heute bezogen: Die Sorge um gesellschaftliche Zustände darf uns nicht unfähig machen für die Lust am Dasein. Wir haben nur dieses eine unwiederholbare Leben. Ich brauchte und brauche jederzeit die Vielfalt, die Vielfarbigkeit. Mir ist jede Militanz politischer Haltung

fremd.

Der Schriftsteller Max Frisch verfasste ein Theaterstück: *Biografie: Ein Spiel*. Es ist eine Fantasie über Menschen, die plötzlich »Stopp!« rufen und ihr Dasein noch einmal durchleben, nun aber so, wie es verlaufen wäre, hätten sie sich an bestimmten Wegscheidungen ihrer Existenz anders entschieden.

Wir wissen nicht, was aus uns geworden wäre, wenn ... Dieses Spiel mit den verpassten, verscherzten, verworfenen Möglichkeiten gehört zur Existenz. Denn ein Leben ist zu wenig für all das, was wir erträumen, wünschen und wollen. Die Devise lautet deshalb: Gewinn deiner Vergänglichkeit alles ab, was an Erlebnis möglich ist.

Eine wirksame Linke sollte Visionen entwickeln, aber ebenso Verständnis für die kleinen Träume der Menschen haben. Und was heißt überhaupt: kleine Träume. Das Alltagsleben bildet einen Kosmos von Augenblicken, aber unbedeutend ist es deshalb nicht. Der jeweils kleine Frieden baut mit am ersehnten großen Frieden. Gerecht ist, was allen nützt, aber auch einem selbst guttut. Nicht erst morgen, heute schon – so arbeitet das Heute am Morgen. Oft genug eine Millimeterarbeit.

Unerfüllt bleibt Rosas Wunsch, den sie unter dem Datum vom 15. Januar 1917 vermerkt: »Sonitschka, wissen Sie noch, was wir uns vorgenommen haben, wenn der Krieg vorbei ist? Eine Reise zusammen nach dem Süden. Und das

tun wir!« Exakt zwei Jahre später wird Rosa Luxemburg von nationalistischen Freikorpssoldaten ermordet.

Mag sein, dass nüchterne Gemüter den Schwall von Kosenamen – »kleines Vöglein«, »Sonjuscha« und »Liebling« sind nur ein paar der Anreden für die Freundin Sophie – im Buch als etwas überschwänglich empfinden, aber Rosa Luxemburgs schier grenzenlose Zuversicht erstaunt und beeindruckt mich immer wieder. So notiert sie auf einer Postkarte vom 24. August 1916: »Sicher werden wir im nächsten Frühjahr zusammen im Feld und im Botanischen herumstreifen, ich freue mich jetzt schon drauf.« Doch erst mit Ausbruch der Novemberrevolution 1918 wird die Tapfere aus der Haft entlassen. Etwas mehr als zwei Monate Leben sind ihr da noch vergönnt.

Dieses Buch zu lesen, stärkt das Empfinden: Wo die Not am größten ist, ist der Glaube an die bessere Welt vielleicht am stärksten; wo die Einsamkeit am ärgsten ist, malt der Glaube an Leben und Gemeinsinn die schönsten Bilder. In einem Interview bin ich einmal gefragt worden, ob auch jedes Gänseblümchen mitwirke am Gleichgewicht der Welt. Diese Briefe bestätigen meine Antwort: Ja!

Wahrheit ist Bewegung

Nathan der Weise von Gotthold Ephraim Lessing

Jerusalem, Ende des 12. Jahrhunderts. Der Jude Nathan kehrt von einer Geschäftsreise in die muslimisch regierte Stadt zurück und erfährt, dass seine Adoptivtochter Recha von einem (christlichen!) Tempelritter aus dem brennenden Wohnhaus gerettet wurde. Das Mädchen glaubt fortan an einen Schutzengel. Es entwickelt sich eine Geschichte, in der christliche, jüdische und muslimische Menschen in eine so komplizierte wie unwahrscheinliche Familiengeschichte verwickelt werden. Sie bringt alle festen Bindungen und religiösen Verankerungen zum Beben. Damit nicht genug. Nathan, den alle den Weisen nennen, wird zum Sultan bestellt, der in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist und schließlich von Nathan eine Antwort auf die höchst heikle Frage haben will: Welcher Glaube ist der einzig wahre und richtige?

Nathan windet sich, grübelt, weicht aus, fühlt sich überfordert, kommt ins Schwitzen und findet eine überzeugende Antwort: Es ist jene Parabel vom Vater, der von alters her einen Ring besitzt, den er seinem liebsten Sohn vermachen soll, um diesem die Herrschaft über sein Haus zu übertragen. Da sich der Vater zwischen seinen drei Söhnen nicht entscheiden kann, lässt er zwei weitere, ganz

gleiche Ringe herstellen und gibt jedem seiner Söhne einen Ring. Die Unmöglichkeit, den »echten« Ring von den beiden anderen zu unterscheiden, steht in der Parabel für die Unmöglichkeit, den »wahren« Glauben bestimmen zu können.

Zunächst weiß in dieser Geschichte keiner so richtig, wer er ist, wo seine Wurzeln liegen. In dem Maße, wie es aber gelingt, den jeweils fremden Menschen zum Vertrauten zu machen, gerät jeder mehr und mehr auch mit sich selbst in Übereinstimmung.

Es ist beglückend, wenn ein Mensch von einem anderen Menschen (endlich!) verstanden wird.

Nathan hat auf mich immer wie ein Märchen gewirkt. Es ist ein Märchen. Aber ist es nicht fantastisch, von einer Utopie zu erzählen? Gerade heute: Familie und Gesellschaft, Tradition und Reform, Glaube und Gesetz prallen in unserer Welt oft ungeschützter denn je aufeinander.

Nach dem 11. September 2001, nach den Kriegen in Afghanistan, Syrien, im Irak und nun dem Krieg in der Ukraine, ist dieser *Nathan* noch immer ein Stück gegen den Fundamentalismus, den Antisemitismus, den Terror, gegen den Druck zu massiven Fluchten und gegen die weltweit verstärkten autokratischen Bewegungen.

Nathan ist nicht ohne direkte Bezüge zur Gegenwart zu denken, etwa den aufwühlenden Konflikt im Nahen Osten. Jüdinnen und Juden wurden Tausende Jahre lang in vielen

Ländern diskriminiert, benachteiligt und verfolgt, sie sahen sich mit Verboten konfrontiert. Aus dem Antijudaismus im Christentum wurde ein schlimmer Antisemitismus. Am schlimmsten haben die Deutschen es während der Nazizeit getrieben. Sechs Millionen Juden wurden von den Nationalsozialisten, ihren Verbündeten und Kollaborateuren industriell ermordet. Das ist einzigartig in der Geschichte der Menschheit.

Jüdinnen und Juden müssen weltweit endlich das Recht haben, dort, wo sie leben, gleichberechtigt behandelt zu werden. Sie haben entsprechend des UNO-Beschlusses von 1947 auch das Recht auf einen jüdischen Staat, auf ein sicheres Zuhause. Israel muss souverän, unabhängig und sicher sein und werden. Wir haben aufgrund unserer Geschichte dafür eine besondere Verantwortung.

Das schreibe ich auch im Wissen darum, dass meine jüdische Großmutter väterlicherseits die Nazibarbarei nur überleben konnte, weil sie von fremden Menschen aufgenommen wurde. Ihre Mutter und ihr Bruder wurden im Vernichtungslager Auschwitz ermordet. Meine Großmutter versteckte sich, bis die Nazidiktatur vorbei war, in einem Dorf in Südfrankreich, im nichtbesetzten Teil des Landes. Sie hatte zwei Mädchen bei sich, Kinder eines Freundes der Familie, der zur Fremdenlegion gegangen war. Eines Tages wurde sie von einem Dorfpolizisten gewarnt: Am nächsten Tag sollte sie abgeholt werden. Sie ging daraufhin mit den

Mädchen in den Wald und erzählte ihnen nächtelang Witze. Leises, verstecktes Lachen für den Lebensmut. Das Versteck im Wald war ihre Rettung.

Von Jüdinnen und Juden zu reden, muss zur Konsequenz haben, auch an die Palästinenserinnen und Palästinenser zu denken. Sie haben ebenfalls das Recht auf ein Zuhause. Der besagte UNO-Beschluss sieht auch für sie einen Staat vor. Sie sind aber weder israelische noch Staatsbürgerinnen und Staatsbürger eines anderen Staates. Und ihre eigene Staatsbürgerschaft wird vielfach nicht anerkannt, es gibt für sie zurzeit keine Aussicht auf eine wirklich zivile Zukunft.

Aber nur mit einer solchen Aussicht wäre man auch in der Lage, Terrororganisationen wie die Hamas und die Hisbollah zu überwinden. Es ist bedauerlich, dass die gegenwärtige Regierung in Israel und die momentane Mehrheit in der Knesset eine solche zivile Zukunft für die Palästinenserinnen und Palästinenser ausschließen und glauben, alles militärisch, unter Inkaufnahme vieler ziviler Toter, lösen zu können. Wir müssen deshalb verstärkt international für die Zweistaatenlösung werben.

Nathan der Weise ist ein Appell für eine einzig erstrebenswerte Unbedingtheit: Jeder nach seiner Fassung! Und wenn schon Normen, dann universelle. Väterliche Autorität? Vaterländische Folgsamkeit? Blutsverwandtschaft? Wirklich? Nur das? Das wahre Gebot der Religion, des Glaubens, wie Lessing es versteht, kann

man dem Ende der Ringparabel entnehmen: »Es eifre jeder seiner unbestochnen / Von Vorurteilen freien Liebe nach!«
Frei von Hass.

Als ich Ende 1989 in die Politik ging und Vorsitzender der SED wurde, wusste ich, dass es schwierig wird. Aber ich hatte wirklich nicht mit so großem Hass gerechnet. Deshalb war die Übernahme der Parteifunktion zunächst gar keine so mutige Entscheidung – dafür kannte ich die Folgen zu wenig. Mut ist manchmal Unkenntnis. Von der Vernunft her war es idiotisch. Meine Rettung war: Ich nahm mir fest vor, nicht zurückzuhassen. Auch nicht im Bundestag und auch nicht dann, in den ersten Jahren nach Herstellung der deutschen Einheit, als alles versucht wurde, um mich auszubremsen. Ich, selbst häufig angefeindet, habe keine Feindbilder. Habe sie nie gehabt. Feindbilder isolieren den Menschen in einem ideologischen Käfig. Darin bekäme ich zu wenig Luft.

Der Schriftsteller Walter Kaufmann erzählte mir, dass er in jener Zeit, als die DDR zu Ende ging, am liebsten wieder in sein Emigrationsland Australien zurückgekehrt wäre, auch weil in seiner Straße an einer Gebäudewand ein Galgen gezeichnet worden war, am Strick ein Schild mit meinem Namen. Die Missachtung steigerte sich mehr und mehr zum Hass. Kaufmann beschloss übrigens, nicht auszureisen. »Wir müssen doch zusammenstehen!«

Bei Lessings Werk denke ich auch an meinen Vater, vor allem an die Zeit, in der er DDR-Staatssekretär für

Kirchenfragen war. Er überzeugte mit Geist, wo andere mit Weltanschauung verprellten. Es war die Zeit, da der damalige 1. SED-Bezirkssekretär in Erfurt das gesamte Eichsfeld in Thüringen am liebsten »entkatholisiert« hätte. Margot Honecker als Volksbildungsministerin drohte, die kirchlichen Kindergärten zu schließen. Mein Vater vermittelte, er stritt, er versuchte, aus der rechtlichen Gleichstellung für Gläubige endlich auch eine wirkliche Chancengleichheit werden zu lassen. Aber er scheiterte, Bildungsstrukturen zugunsten von Gläubigen zu ändern und ideologische Grenzen zu überwinden. Margot Honecker ließ das nicht zu. (Welch eine Fügung, dass es im Januar 1990 ausgerechnet ein evangelischer Pastor war, Uwe Holmer aus Lobetal, der das Ehepaar Honecker – das kein Dach mehr über dem Kopf hatte und dem sich im aufgewühlten Land keine Tür mehr öffnete – für zehn Wochen in seinem Pfarrhaus beherbergte.)

Letztlich wurde mein Vater 1988 in eine Sitzung des Politbüros bestellt, und ZK-Sekretär Günter Mittag teilte ihm den Eindruck der Parteiführung mit: Er vertrete offenkundig nicht mehr die Interessen der SED gegenüber den Kirchen, sondern die Interessen der Kirchen gegenüber der SED – dies aber sei keineswegs seine Aufgabe. Niemand in der Runde widersprach, mein Vater wusste Bescheid: Er wurde abgelöst.

Nathan der Weise ist deutsche Friedensgeschichte. Der

erste sowjetische Stadtkommandant von Berlin nach dem 8. Mai 1945 war Nikolai Bersarin, die Leitung der Kulturabteilung wurde Alexander Dymschitz übertragen. Als bereits vier Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs das Deutsche Theater im Osten der fast völlig zerstörten Hauptstadt wiedereröffnet wurde, bestand die sowjetische Behörde darauf, Lessings Stück zur ersten Premiere zu erheben. Der *Nathan* galt als eine kühne, nicht unumstrittene Entscheidung. Würde man die ausgehungerten, erschöpften Menschen, die sich nach Aufheiterung sehnten, nicht überfordern? Ja, aber es handelte sich doch um die schönste Überforderung: Denn auch die deutschen Aufklärer und Klassiker waren befreit worden vom nazistischen Missbrauch. Das geistig Höchste war versklavt und beschmutzt worden, nun sollte dieses Höchste auch programmatisch den kulturellen Beginn einer neuen Zeit markieren. Das war ein wuchtiges, edles Zeichen! Und den Berlinerinnen und Berlinern sollte klargemacht werden, dass die Ideologie der Nazis hinsichtlich der Verdammnis von Menschen wegen einer bestimmten Religion oder aufgrund einer abscheulichen »Rassentheorie« falsch, verbrecherisch und indiskutabel ist.

Doch nicht alle sowjetischen Offiziere dachten wie Bersarin und Dymschitz. In einem Gespräch mit Johannes R. Becher und meinem Vater, einem der Mitbegründer des Aufbau-Verlages, fragte auch der Chef der sowjetischen

Militäradministration, Professor Sergei Tjulpanow, wieso denn gleich im ersten Programm die deutsche Klassik vertreten sei. Goethe quasi gleich im Grundbuch? So viel Erhabenheit, so viel Hoheitston, da die Trümmer noch rauchen? Ginge es nicht bescheidener? Es war mein Vater, der darauf verwies, dass die Nazis ihre verbrecherischen, niederen Ziele just mit den hehren Klassikern verschleiert hatten – und deshalb sei die neue Ordnung zu genau deren Ehrenrettung verpflichtet.

Glaube. Ein Wort, das aus dem Bewusstsein des Menschen nicht wegzudenken ist und das Fragen aufwirft, auf deren vielfältige Antworten nur immer neue Fragen folgen. An diesem Wort hängt alles Schlimme und Schöne. Der »wahre« Glaube erweist sich in der Anerkennung anderer Lehren. Wichtiger als jede verordnete Wahrheit ist der Mensch, der sie sucht. Die Wahrheit ist Bewegung, nicht Zustand. Man begreift bei Lessing einmal mehr, dass wahre Toleranz dort beginnt, wo man lernt, sich selbst zurückzunehmen, vor anderen, für andere. Kompromiss statt Vorherrschaft. Das erst ist Toleranz: Arbeit am Widerspruch, am Mitleben des Fremden, Unbekannten. Wirklicher Frieden entsteht nicht durch das Verdrängen, sondern durch das bewusste Leben mit diesen oftmals anstrengenden Unterschieden und Widersprüchen.

Mit weißem Kragen ins Moor

Der Hund von Baskerville von Arthur Conan Doyle

»Und ich rate Euch, vorsichtig zu sein und dem Moor fernzubleiben in jenen finsternen Stunden, da die bösen Mächte ihr Spiel treiben.« Ja, es geht gespenstisch zu in der Grafschaft Devonshire. Tötete jener mysteriöse schwarze Hund, der offenkundig blutgierig durch die Moor-Gegend geistert, auch den Landadligen Sir Charles Baskerville? Und was sind das für merkwürdige Signale, die das sorgenbeladene Dienerpaar Barrymore von Baskerville Hall ins Dunkel sendet? Wer ist zudem dieser dubiose, undurchsichtige Naturforscher? Ein entflohener Mörder aus dem Zuchthaus Dartmoor treibt sein Unwesen in der Gegend. Und dann, immer wieder, dieser monströse Hund, missbraucht für fehlgeleitete menschliche Leidenschaften und unbezwingliche Erbgier ...

Mehr Inhaltsangabe braucht diese Geschichte von Arthur Conan Doyle vermutlich gar nicht, immerhin ist sie weltbekannt, gehört zur Klassik des Detektivromans. Und sollte tatsächlich jemand die Lösung dieses Falls noch nicht kennen, will ich ihm das Vergnügen nicht nehmen.

Es sei aber gesagt: Dieses Buch zu lesen, bedeutet tatsächlich eine Geduldsprobe. Es herrscht, trotz Spannung, eine geradezu trotzig Gemächlichkeit. Keine *Action*, die

hetzend voranjagt, wie man es sonst in unserer Zeit der Reizüberflutung von nervenaufreibenden, brutalen Thrillern gewohnt ist. Beim Lesen ergeht es einem wie beim Schauen älterer Kino- und Fernsehfilme: Man erlebt Entschleunigung. Mitunter wird es fast schon so gemütlich, als sei man selbst zur britischen *Teatime* eingeladen. Das Artige bildet mit dem Schauer eine fantastische Einheit. Bisweilen möchte man aufs Tempo drücken und kann somit feststellen, wie sehr man doch vom Zeitgeist geprägt ist.

Arthur Conan Doyle war Arzt und Schriftsteller, als 21-jähriger Medizinstudent reiste er an Bord eines britischen Walfängers in die Arktis, auf Eisschollen jagte er Robben und Vögel, sein Reisetagebuch ist mittlerweile auf Deutsch erschienen und trägt den herrlich witzigen Titel: *Heute dreimal ins Polarmeer gefallen*. Zudem boxte er leidenschaftlich gern und spielte wie sein Meisterermittler Geige. Er hat einen großen historischen Roman geschrieben, wahrscheinlich in der Hoffnung, damit weltberühmt zu werden. Das gelang ihm aber erst mit den Geschichten von Sherlock Holmes und Dr. Watson. Er war wohl etwas beleidigt, in seiner wahren literarischen Fähigkeit verkannt worden zu sein und lediglich in den profaneren Bereichen des Detektivromans zu ungeahnten großen Ehren zu gelangen.

Interessant ist, dass der Detektiv- und überhaupt der Kriminalroman seinen Ausgangspunkt in der bürgerlichen

Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hatte, mit Edgar Allan Poe und seinem *Doppelmord in der Rue Morgue* nimmt das so richtig an Fahrt auf. Produktivität schuf Reichtum, die Ideologie des Besitzens griff um sich, und soziale Ungleichheit beförderte Spannungen, bei denen oft versucht wurde, sie auf kriminelle Weise zu lösen. Das Haben schuf die Habgier. Wenn früher bestimmte Räuber als Helden der gerechten Verteilung gefeiert wurden, etwa Robin Hood, so wurden sie im Zeitalter der Dampfmaschine und Eisenbahn zu gemeinen Verbrechern gestempelt. Der Detektiv avancierte zum Verfechter einer neuen Aufklärung: mit Vernunft und Geist gegen das Böse.

In Großbritannien wurde eine spezielle Verbindung zwischen dem Adel und der Bourgeoisie geschlossen, ihr Name: Sherlock Holmes. Er genoss beim Adel Anerkennung, ohne selbst ein Adliger zu sein oder der Aristokratie anzugehören.

Seine Klienten kommen zum Teil aus illustren Kreisen. Ich denke da zum Beispiel an den König von Böhmen und Mähren, der Holmes in *Ein Skandal in Böhmen* ratsuchend aufsucht. Und das gilt auch für seine Leser: König Edward VII. soll *Der Hund von Baskerville* während seiner Blinddarmentzündung gelesen haben, was den Lektüregenuss wohl etwas geschmälert hat, den König aber nicht davon abgehalten hat, Doyle zum Ritter zu schlagen. Und auch Churchill war sehr angetan von dessen

Detektivgeschichten.

Aber Holmes begeisterte auch Arbeiter und Handwerker, die seine Fälle ebenso lasen wie Unternehmer und Angehörige der akademischen Klasse. In zahlreichen Geschichten verkleidet sich Sherlock Holmes zu Ermittlungszwecken und schlüpft in die Rolle eines Arbeiters auf Jobsuche, eines gewöhnlichen Landstreichers, eines Klempners, eines buckeligen Bücherliebhabers, eines Priesters und einer älteren Dame.

Holmes ist der personifizierte Klassenkompromiss, er bewegt sich mühelos zwischen den Klassen hin und her und kann, dank seines Ruhms als Detektiv, freier agieren als alle anderen Figuren im eigentlich streng hierarchischen viktorianischen England. In gewissem Sinne verkörpert er eine Aufstiegssehnsucht und Standeswürde jenseits alter adliger Normen und Zwänge. Wir folgen im Roman dem Ermittler, diesem exzentrischen Junggesellen, der Kunst schätzt, etwas von einem kreativen Bohemien hat, der dem Opiumrausch nicht abgeneigt ist, für den Wissen über Reichtum steht, und bleiben doch immer einen Schritt hinter seinen Erkenntnissen zurück. Wir wollen Klarheit, aber stolpern durch ein Labyrinth. Hinter jedem Fakt, der aufgedeckt wird, wartet eine neue Tatsache, die eine nächste Verwirrung stiftet. Ein einziges Wort erklärt den literarischen Zauber: Verstörung. Sie macht den Genuss der Lektüre aus. Im Detektivroman, wie ihn Arthur Conan Doyle

hervorragend beherrschte, gibt es eine meisterhafte Balance von Vernebelung und Erhellung. Man wird in diesen Geschichten selbst zum Detektiv – und kriegt’s doch nicht raus. Fällt weit hinter Holmes zurück. Die Rätsel scheinen unlösbar, seine deduktiven Fähigkeiten fast übermenschlich. Zum Glück ist da noch Dr. Watson, der nicht nur als Chronist agiert, sondern zur eigentlichen Identifikationsfigur wird. Durch seine Augen erleben wir Holmes’ Genialität – inklusive Staunen, Zweifeln, Irritation – und werden mit den verblüffendsten Schlussfolgerungen belohnt.

Selbst für Wege ins nasse, kalte Moor legt sich Sherlock Holmes täglich frische weiße Kragen an. Überhaupt ist er, stets etwas arrogant, sarkastisch und britisch selbstbezogen, so gar nicht geschaffen für diese von Patina belegte Landegend, und von übernatürlichen Phänomenen hält er schon gar nichts. Wie aber soll sich die rationale Sezierkraft des Detektivs entfalten, ohne das Gruselige, Atmosphärisch-Irrationale des Moor-Kolorits zu zerstören? Doyle greift zum Trick. Er lässt den Detektiv andere wichtige Dinge erledigen, nimmt ihn also streckenweise aus der Handlung, und Dr. Watson, weit weniger als Holmes mit Genialität beschenkt, führt wacker und fleißig durch einen Großteil des Romans.

An dieser legendären Gestalt des Sherlock Holmes ist auch interessant, dass er klug ist, dass er sich in Naturwissenschaften auskennt, dass er unbeirrbar logisch, analytisch denkt. Aber eines fehlt ihm: Humor. Es scheint,

die dämonische Energie und das düstere Umfeld lassen Witz und Leichtigkeit nicht zu. Er ist ein Psychologe durch und durch, eine Figur zwischen Genie und Außenseiter, in gewisser Weise ist er sogar so etwas wie ein Missionar. Denn er bringt jenes Heil zurück, das die Welt wieder ins Lot bringt.

Unangenehm und gefährlich sind Menschen, die ihren missionarischen Auftrag, der ohnehin eine Selbstanmaßung ist, wie eine prunkvolle Monstranz tragen, die alle sehen sollen. Aber Sherlock Holmes, die obligatorische Pfeife im Mund, erledigt einfach seine Arbeit und kommentiert seine Schritte, sorgfältig genug, um die Geheimnisse nicht allzu früh zu lüften. Ordnung erscheint bei Arthur Conan Doyle als etwas, das am Ende wiederhergestellt werden kann.

An Holmes' Adresse, die Londoner Baker Street Nr. 221B, werden bis heute Briefe geschickt, mit der Bitte, bestimmte Fälle aufzuklären. Typisch britisch, dass man hierfür ein Postfach eingerichtet hat, weil man die Briefe nicht zurückschicken will.

Wir alle träumen ja davon, dass es wenigstens einen Menschen auf dieser Welt gibt, der alle Rätsel zu lösen vermag. Leider – oder sollte ich sagen zum Glück? – gibt es diesen einen Retter nur als literarische Erfindung.

Traumspiel ohne Grenzen

Das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels

Es scheint, Berge von Büchern verdecken den Blick auf – Bücher: Die Sekundärliteratur über Karl Marx und Friedrich Engels bildet längst eigene Gipfelzüge, eigene Horizonte, hinter denen das Original fast verschwindet. In Anlehnung an Marx könnte man sagen: Philosophen, Politiker und Propagandisten haben ihn nur immer verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, ihn zu lesen.

Das Manifest der Kommunistischen Partei ist in vier Kapitel gegliedert und umfasste im Original nur 23 Seiten. Es ist ein Stück Weltliteratur. Es gibt Sätze, die haben sich eingegraben, ob man ihrem Geist nun zustimmt oder nicht. »Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus« und »Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!«

Nach Herstellung der deutschen Einheit waren Marx und Engels verpönte Namen. Ein differenziertes Bild ihres Werkes zu zeichnen, schien nach 1989/90 völlig aussichtslos. Die Systemauseinandersetzung galt als erledigt, man ging oberflächlich davon aus, dass die DDR gewissermaßen das Werk von Marx und Engels war – das nun ruiniert war.

Inzwischen liegen die Nerven des Kapitalismus an entscheidenden Stellen blank, und vermeintlich ganz alte, in Vergessenheit geratene Fragen werden neu gestellt.

Karl Marx und Friedrich Engels waren Freiheitstheoretiker. Sie müssen noch immer von ihrem Missbrauch im Staatssozialismus befreit werden.

Es gibt in dem Zusammenhang eine aufschlussreiche DDR-Erfahrung mit dem *Kommunistischen Manifest*. In der Sekundärliteratur wurde damals gern daraus »zitiert«: Die freie Entwicklung aller sei die Voraussetzung der freien Entwicklung des Einzelnen. Diese These passte genau in die Logik der Propaganda: Da weltweit noch nicht alle frei seien, müsse eben auch der Einzelne hier noch warten. Der Schriftsteller Stephan Hermlin las noch einmal das Original, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: Marx und Engels hatten genau das Gegenteil geschrieben. In ihrem Manifest hieß es, die Freiheit des Einzelnen sei die Voraussetzung für die Entwicklung der Freiheit aller. Hermlin schrieb in seinem Buch *Abendlicht*, bei Marx und Engels sei etwas benannt worden, das in der DDR »unausgesprochen« bleiben sollte, es war absurd, »weil in meinem Kopf eine Erkenntnis, eine Prophetie auf dem Kopf stand«. Die »Korrektur« durch den Schriftsteller hat damals viele schockiert. Man fühlte sich betrogen, aber die Sache warf ein bezeichnendes Licht auf einen selbst: Man hatte Marx und Engels nur oberflächlich gelesen – oder eben gar

nicht.

Das *Kommunistische Manifest* hat unzählige Kommentare und Betrachtungen ausgelöst. Marx und Engels decken scharf und kantig auf, dass es die materiellen Dinge und Verhältnisse sind, die letztlich über unser Denken und Fühlen entscheiden; sie untersuchen die Logik der Produktionsprozesse, erfassen beeindruckend, weshalb bestimmte Dinge passieren und andere eben nicht. Schließlich prognostizieren sie eine kommunistische Gesellschaft. Und in all dem sind sie begnadete Schreiber, sie glühen in poetischen Bildern und treffsicheren Metaphern.

Erst Marx' und Engels' radikale Analyse des Systems hat den Kapitalisten die Augen dafür geöffnet, welchen Gesetzmäßigkeiten sie folgen. Die Autoren haben gewissermaßen das Betriebsgeheimnis der Geschichte freigegeben. Eine überzeugende Lektion: Man muss Geschichte gegen den Strich bürsten – so zerzausen wir ihr zwar das Fell, finden aber die Flöhe.

Was mich an dem Werk von Beginn an erstaunte, ist die Einheit von Kampfansage und Würdigung. Marx und Engels heben hervor, was die Bourgeoisie leistete und was der Kapitalismus kann. Es waren die Kapitalisten, die die leibeigenen Bauern befreien wollten, damit freie Arbeitskräfte entstehen. Die Arbeiter sollten selbst entscheiden können, mit welchem Fabrikanten sie einen

Arbeitsvertrag schließen. Es war auch die Bourgeoisie, die für Presse-, Meinungs-, Kunstfreiheit und parlamentarische Strukturen eintrat. Gleichzeitig brandmarkten Marx und Engels die entsetzlichen Ausbeutungsverhältnisse und arbeiteten heraus, was dieses System existenziell bedrohen kann – nämlich die organisierte Arbeiterklasse.

Was die gesellschaftliche Prognose betrifft: Die Berufung auf Marx und Engels nutzt inzwischen wenig, wenn man von Kommunismus spricht – dieses Wort löst Missverständnisse und Missachtung aus: Man kann eben in der Politik sowie darüber hinaus einen Begriff nicht getrennt von dessen öffentlichen Wirkungen verwenden. Ich komme aus einem Elternhaus, in dem kommunistische Überzeugungen keinen Gegensatz zu weltoffenen Denkweisen bildeten. Seit den Wendezeiten 1989/90 habe ich mich als demokratischen Sozialisten bezeichnet, und so empfinde ich mich auch heute noch. Kurz gesagt heißt das: Nie wieder Diktatur, und sei es fürs edelste Ziel; nie wieder Avantgarde, die alles zu wissen meint, vor allem alles besser zu wissen meint; nie wieder Missionierung, die den Menschen vorschreibt, was für sie das Beste sei.

Der mitunter noch immer besserwisserische Ton der Linken hat durchaus etwas mit dem Ursprung jener Bewegung zu tun, die Marx und Engels in ihrem *Manifest* aufrufen: der Idee von der Abschaffung unwürdiger Verhältnisse von Ausbeutung und Armut. Mit der frühen

Erkenntnis, dass dies ein weltbestimmender und weltsprengender Machtkampf werden würde, kam allerdings auch die Befeuerung durch die Ideologie – deren Folgen wir kennen.

Aber natürlich durften sich Linke berechtigt edelmütig fühlen, und so ein Empfinden hat nun einmal Auswirkungen auf den Ton, mit dem man sich Gehör zu verschaffen sucht. Wer sich für den Adel einsetzte, setzte sich für Mächtige ein. Wer sich dann für die Kapitalisten einsetzte, setzte sich ebenfalls für Mächtige ein. Wer aber für die niederen Stände kämpfte, der hatte doch unzweifelhaft die wertvollere Mission! Und so kam zum Kampf für die Gerechtigkeit auch der Kampf mit der Selbstgerechtigkeit. Aber keine Parteinahme für Schwächere, keine Parteinahme für das Fortschrittliche, Bessere, Demokratischere schützt vor einer komplexen, verwirrenden Welt, deren Widersprüchlichkeit meist stärker ist als unsere Fähigkeit, sie zu erkennen.

Dennoch: Kommunismus bleibt eine Utopie, die einen Wert hat. Man lese zur Ergänzung Thomas Mann, seinen Vortrag *Schicksal und Aufgabe*, 1944 auf Deutsch erschienen. Den Kader- und Parteikommunismus lehnte auch er entschieden ab, der Kommunismus sei »ein scharf umschriebenes, politisch-ökonomisches Programm, gegründet auf die Diktatur einer Klasse, des Proletariats, geboren aus dem historischen Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts, und in dieser Form stark zeitgebunden«. Aber: »Er ist als

Vision zugleich viel älter und enthält auch wieder Elemente, die erst einer Zukunftswelt angehören.«

Kommunismus ist ein gedanklicher Überschuss. Er entzündet sich am Elend von gesellschaftlichen Systemen. Ihnen muss man etwas entgegensetzen: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«, sagte schon, und wieder mal, Goethe. Der so wenig ein Kommunist war wie alle Gattungsträumer vor ihm und viele nach ihm.

Kommunismus – ein Traumspiel ohne Grenzen. Ein geistiger Wärmestrom gegen die kalte Raserei der Gier- und Geldgesellschaften.

Wenn ich das *Manifest* lese, gestehe ich, nach wie vor mitgerissen zu werden von einem Schwung, der doch zu unserem Vermögen gehört, uns zu steigern. Erlauben wir doch dem Wort, höher zu zielen, als es unser pragmatischer Sinn vermag. Eine Utopie wird nicht dadurch entwertet, dass wir nicht vor ihr bestehen. Wir fassen die Sterne zwar nicht, nach denen wir greifen, aber ihr Licht strahlt doch.

Warum kann unsere Gesellschaft nicht stolz auf so ein Genie wie Karl Marx sein? Stolz schließt eine kritische Auseinandersetzung doch keinesfalls aus – im Gegenteil: Erst Größe rechtfertigt Disput. Warum sind wir so engstirnig, dogmatisch, voreingenommen? Unverständlich ist mir, dass es keine einzige deutsche Universität mehr gibt, die seinen Namen trägt. Als ich 2018 zu Marx' 200. Geburtstag in Trier im voll besetzten Auditorium

Maximum eine Vorlesung hielt, gestand ich zwar meine sehr eingeschränkte Zuständigkeit ein, erklärte aber die Universität seiner Geburtsstadt trotzdem zur Karl-Marx-Universität. Und dann erfreute ich mich einer Sache, die sonst überhaupt nicht zum Ritus von Studierenden gehört: Standing Ovationen. Der zuhörende Präsident der Universität sackte auf seinem Stuhl merklich zusammen.

Wann bekam ich das erste Mal mit Marx und Engels zu tun? Zwei Mädchen in meiner Oberschulklasse gestalteten während der Hysterie gegen lange Haare bei Männern (die ja auch eine propagandistische Tirade gegen das »Yeah, yeah, yeah« der Beatles war) eine Wandzeitung. Sie trug die Überschrift »Lange Haare, kurzer Sinn?« und zeigte zwei große Bilder von Engels und Marx und deren beträchtlicher Haar- und Bartpracht. Darunter stand ein kurzer Text, der ausmalte, wie diese beiden bedeutenden Köpfe wohl unter den gegenwärtigen DDR-Bedingungen behandelt würden.

In der FDJ-Leitung war ich der Verantwortliche für politisch-ideologische Fragen. Vom Direktor der Schule bekam ich den Auftrag, umgehend für das Verschwinden der Wandzeitung zu sorgen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und erklärte, das trage doch nur zu noch größerem Wirbel bei, der die Wirkung der Wandzeitung verstärke und gewiss dafür Sorge, dass sie sich herumspreche. Wenn sie aber – es war ein Montag – bis Freitag hängen bliebe, sei sie zwar noch eine gewisse Zeit Blickfang, aber dann nehme die

Aufmerksamkeit von ganz allein ab. Er überlegte hin und her, her und hin – und stimmte zu.

Während meines Jurastudiums war ich dann verpflichtet, viele Werke von Marx, Engels und Lenin zu lesen. Dabei stellte ich fest, dass ich Engels lieber las als Marx. Für mich strahlte er nicht nur Intelligenz, sondern vor allem auch Wärme aus. Er hatte einen durchaus pädagogischen Stil, der aber auf seltsame wie seltene Weise etwas Einnehmendes besaß. Marx hat von seinem *Kapital* behauptet, es sei allgemein verständlich geschrieben. Ich gestehe, andere Vorstellungen von Verständlichkeit zu haben. Aber um komplizierte Sachverhalte zu verstehen, darf Arbeit eben nicht gescheut werden.

Was mir imponiert, sind die vielen Vorworte von Karl Marx und Friedrich Engels und nach dem Tod von Marx nur noch von Engels. Mit jeder neuen Auflage vom *Manifest* arbeiteten sie weiter am Text, räumten Fehler ein, die sie aber nicht korrigierten, um so die Authentizität des Werkes zu bewahren. Diese Methode der Selbstkritik war in sozialistischen Ländern völlig unüblich, es sei denn, man hatte der Führung widersprochen. Die Führung sah jedwede Fehler nur bei anderen, nie bei sich selbst.

Das *Manifest der Kommunistischen Partei* ist kein Heiligtum, es ist keine unmittelbare politische Handlungsanleitung. Es ist Verdichtung – und Dichtung. Der Schriftsteller Heinz Czechowski veröffentlichte 1967 in der

DDR ein Gedicht, an das ich denke, wenn ich zu dem kleinen Büchlein von Marx und Engels greife, das nach wie vor so viel Kraft und Energie ausstrahlt und das es immer wieder wert ist, vor Ideologen und Katechisten in Schutz genommen zu werden.

Auch der Satz
»Die Welt ist veränderbar«
Kann
Zur Religion werden.
Aber:
Die Welt
Ist veränderbar.

Eine kleine Schatzheberei

Im »Gespräch« mit Friedrich Schiller und Georg Büchner

Das Folgende ist ein Spiel: Gespräche mit unsterblichen Geistern. Genauer: mit unsterblichem Geist. Die »Interviews« mit Friedrich Schiller und Georg Büchner sind eine Collage aus Originalzitaten, aus Briefen und Selbstzeugnissen. Das Ziel: Lust zu wecken auf die Originale.

Denkt man sich erst einmal in ein solches »Gespräch« hinein, wird die Fantasie hellwach. Fiktive Interviews mit Persönlichkeiten der Vergangenheit können sich als kleine Schatzheberei entpuppen. Natürlich sollte man nicht in jene gebräuchliche journalistische Praxis verfallen, bei der die Gedanken längst verstorbener Persönlichkeiten auf aktuellpolitische Fragen gepfropft werden. Nein, die Fragen sind einzig aus dem Leben der Ausgewählten zu entwickeln und sollten in deren Leben bleiben, wie es ja auch für die Antworten gilt.

Das Genre hat eine lange Tradition. In der Antike entstanden die Götter- und Totengespräche. In der Gegenwart gibt es die *Dialoge zwischen Unsterblichen, Lebenden und Toten*, die Hans Magnus Enzensberger erfand, in denen er den Philosophen Zhuangzi, Diderot und

noch viele andere zum anachronistischen Gespräch aufeinandertreffen lässt. Viele Schriftsteller entwickelten solche Zwei-Personen-Stücke. Im Fernsehen liefen ganze Sendereihen, in denen Personen der Geschichte »interviewt« wurden – Pfarrer Friedrich Schorlemmer etwa sprach mit Martin Luther und Johann Sebastian Bach.

Warum Friedrich Schiller? Ganz einfach: Wenn in diesem Buch Johann Wolfgang von Goethe gewürdigt wird, dann auch Schiller. Die Weimarer Klassik erhebt uns. Schillers Werk macht Mut: in Zeiten der groben Nüchternheit wieder einer höheren Idee gerecht werden zu wollen. Rüdiger Safranski schrieb eine Biografie, und der Untertitel lautet: »Die Erfindung des Deutschen Idealismus«. Da ist sie, die Sehnsucht nach einer These. Da ist er, der Wille zu einer Idee. Schiller kämpfte Zeit seines Lebens gegen Krankheit und Schwäche. Er stieß ständig auf seinen Körper wie auf ein Hindernis. Da half nur Idealismus. Der ist in Deutschland aus einsehbaren geschichtlichen Gründen des Missbrauchs in Verruf geraten. Aber: Zu Beethovens Neunter Sinfonie gehört Schillers Text.

Noch etwas Profanes: 1954 wurde ich in Johannisthal eingeschult. Die Grundschule lag in der Nähe des DEFA-Synchronstudios. Eines Tages kam eine Mitarbeiterin aus den Studios zu uns in die Schule, sie trat vor die Klasse und forderte alle Kinder auf, ein bis zwei Sätze zu sagen. Ich muss sie wohl überzeugt haben, denn ich wurde genommen

und synchronisierte fortan fremdsprachige Filme. Am besten sprach ich Kinder aus italienischen und französischen Filmen. Am häufigsten traurige Rollen. In jener Zeit hatte ich auch meine erste – zugegeben sehr kurze – Begegnung mit Schiller. Bei Wolfgang Langhoff am Deutschen Theater sprach ich als Sohn von Wilhelm Tell vor, den Friedo Solter spielte. Aber Langhoff nahm mich nicht. Damit war meine künstlerische Laufbahn beendet. Schiller habe ich dieses »Unglück« aber nicht weiter übel genommen ...

Und Georg Büchner? Er verfasste 1834 die revolutionäre Flugschrift *Der Hessische Landbote*, wurde steckbrieflich gesucht, floh nach Straßburg ins Exil. 1836 Promotion in Zürich (Thema: Nervensystem der Barben). Im Februar 1837 starb er, mit 23 Jahren. Er war ein angehender Mediziner, sein wichtigstes Instrument, auch in der Literatur, war das Seziermesser, mit dem er schonungslos nach »den Zuckungen, den Andeutungen« der Systeme und Seelen suchte. Und seien sie noch so unscheinbar.

Er war Anarchist und libertärer Frühkommunist. Sein Zorn war so groß wie seine Verzweiflung. *Woyzeck* und *Dantons Tod* – man nennt diese Titel, und ich denke daran, dass es Zeiten gab, in denen man die Stücke nicht nur auf der Bühne erlebte, sondern sie auch in Buchform las ...

Zu den Autoren der 13 Bücher meiner Wahl, benannt für dieses Buch, gehört Volker Braun. Im Jahr 2000 erhielt er den Georg-Büchner-Preis, in seiner Dankesrede nahm er

Büchners »Friede den Hütten!« in den Vergleich mit den Abwicklungen nach 1990 im Osten Deutschlands: »Eine Revolution, die kein Brot gibt, und eine Demokratie, die die Arbeit nimmt, sind keine ernsthaften Avancen. Büchner hatte einen anderen Begriff von Menschenrechten, als unser Grundgefühl und das Grundgesetz empfinden.« Braun sieht das geschichtliche Scheitern mit Schmerz: »Der Abbruch der Alternativen zur bürgerlichen Gesellschaft im Augenblick, da diese selbst verschwindet, bewirkt die Spannung, das Drama, den kopflosen Kampf unserer gegenwärtigen Aufführung, durch die [...] Büchners Figuren wie lauter Planeten ihre Fragen schleppen.«

Zum Sturz reicht ein zerrissner Strumpf

Friedrich Schiller über Tiger, Verführungen und stille Freude

GREGOR GYSI: Friedrich Schiller, wie ist der Mensch?

FRIEDRICH SCHILLER: Groß und majestätisch im Unglück ...

GYSI: Die Antwort überrascht, sie klingt niederschmetternd.

SCHILLER: ... und durch Unglück gebessert.

GYSI: Die Katastrophe als der wahre Lehrmeister – so wird der Mensch sanft?

SCHILLER: [U]nd durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen.

GYSI: Also, Sie meinen: Das Helle existiert nicht ohne das Finstere, und das, was uns aus dem Alltag erhebt, das folgt nicht erst im Anschluss an das Niederdrückende, nein, es muss schon mittendrin gefunden werden? Das Sonnige schon behaupten, während es noch regnet? Glück gibt es nicht ohne Unglück?

SCHILLER: Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, so darf ich seine schöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermisst.

GYSI: Sie haben gesagt, Ihre medizinische Dissertation hätten Sie »im fakultistischen Schweiß« geschrieben. Etwas deutlicher gesagt: Wirkliche Leidenschaft trieb diese Arbeit nicht an. So redet einer, der seine wahre Bestimmung woanders sieht – in der Literatur.

SCHILLER: Wenn es, zum Unglück der Menschheit, so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden, wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden ...

GYSI: Dann?

SCHILLER: ... so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt – das uns aus dem engen dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere

Sphäre rückt.

GYSI: Banaler gesagt: Die Kunst ist Ihnen wichtiger als
Tatsachen!

SCHILLER: [E]ine einzige große Aufwallung, die ich durch eine
gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer
bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit
auf.

GYSI: Ist ein Tag ohne Kunst für Sie ein verlorener Tag?

SCHILLER: [E]s ist Hochverrat an dem Genius – Hochverrat an
der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu
versäumen, wo so vieles für das Herz kann verloren oder
gewonnen werden.

GYSI: Sie haben einmal gesagt: »Die Freundschaft der
Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht
verlohnt.« Das ist ein sehr trauriger Gedanke.

SCHILLER: Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf
fremde Hülfe zu bauen. [...] So schrecklich es mir auch ist,
mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so
angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des
menschlichen Herzens.

GYSI: Also am Ende doch, wie es Ihr Freund und Vorbild
Goethe sagt: »[G]eh vom Häuslichen aus, und verbreite
dich, so du kannst, über alle Welt.« Auch wenn einen die
Menschheit enttäuschen mag, der Weg hinaus ins
Getümmel muss gegangen werden!

SCHILLER: Gelegentlich muß ich bemerken, daß ich nunmehr

der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt [...], doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.

GYSI: Ein Genie hilft sich nicht selbst auf?

SCHILLER: [I]ch glaub' es nimmer. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken.

GYSI: Neigen Sie zur Askese?

SCHILLER: Sie kennen meinen Charakter – wissen ganz meinen Hang zum einfachen stillen vergnügen, und geräuschlosen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, dass ich den Vergnügungen und Verführungen dieser großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wol vorbereitetes Herz hineingebracht habe. Ich will Ihnen aufrichtig zugestehen, dass zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann, aber sie wird gewis bald verfliegen.

GYSI: Ihr Lieblingsgedanke war lange, »zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille [mit] mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben«.

SCHILLER: In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berausungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte.

GYSI: Aber Ihre Bedürfnisse in der großen Welt sind doch,

allem Anschein nach, vielfach und unerschöpflich.

SCHILLER: [W]ie mein Ehrgeiz ...

GYSI: Na also. Das nenne ich ein gutes Geständnis.

SCHILLER: ... aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

GYSI: Nehmen wir mal an, Sie müssten sich selbst beschreiben, nicht allzu eitel, sondern so, dass Sie angenehm auf andere wirken – wie sähe diese »Selbstwerbung« aus?

SCHILLER: Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der *große* Dinge im Herzen herumgetragen und *kleine* getan hat; der bis jetzt nur aus seinen *Torheiten* schließen kann, daß die Natur ein eignes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel *fordert* und bis hieher noch nicht einmal weiß, wie viel *er* leisten kann; der aber etwas anders mehr lieben *kann* als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte – wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich *bin* dieser Mensch.

GYSI: So haben Sie es, um Freundschaft werbend, an Christian Gottfried Körner geschrieben.

SCHILLER: Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzelnen können wir nichts.

GYSI: Schöne Schwärmerei!

SCHILLER: Es würde mich traurig machen, Bester, wenn Sie

[...] das was ich jetzt gesagt habe, für Schwärmerei nehmen wollten.

GYSI: Ist es aber. Mit dem Zusatz »schön« wohlgemerkt.

SCHILLER: Es ist keine Schwärmerei – oder Schwärmerei ist wenigstens ein vorausgenossener Paroxysmus unsrer künftigen Größe, und ich vertausche einen solchen Augenblick für den höchsten Triumph der kalten Vernunft nicht.

GYSI: Wer derart – ich sage es ein weiteres Mal – schwärmt, wie steht es um den in ganz alltäglichen Dingen?

SCHILLER: [E]s kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft.

GYSI: Ja ja, Verse können keinen Tee kochen.

SCHILLER: ... und Poësie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei oekonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, beunruhigt; ich stürze aus meinen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissner Strumpf an die wirkliche mahnt.

GYSI: Das sind doch Kleinigkeiten, die man beiseiteschieben kann.

SCHILLER: Sehen Sie mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens.

GYSI: Sind Sie ein schwieriger Nachbar? Welche Umgebung macht Ihnen das Leben angenehm?

SCHILLER: Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie Sich vielleicht vorstellen möchten [...]. Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Schreibzimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräthe wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Hab ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr.

GYSI: Ein Leben im Elfenbeinturm, hoch überm Boden der Tatsachen.

SCHILLER: Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möcht ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge.

GYSI: Sind Sie ein Tag- oder Nachtmensch, also, wie ich immer sage: ein Frühzeit- oder ein Spätzeitmensch?

SCHILLER: [L]eider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen.

GYSI: Das macht es doch aber schwierig, täglich nach einem verlässlichen Plan zu arbeiten.

SCHILLER: Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen

müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird.

GYSI: Sie loben fortwährend die Begeisterung, Sie lieben die geistige Kraft, sich an einer großen Idee entzünden zu können.

SCHILLER: Sie gehört zu dem bessern Manne, aber sie vollendet ihn nicht. Enthousiasmus ist der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Thor, der von dieser Kugel erwarten wollte, daß sie ewig in dieser Richtung und ewig mit dieser Geschwindigkeit auslaufen sollte. Die Kugel macht einen Bogen ...

GYSI: ... denn ihre Gewalt bricht sich in der Luft.

SCHILLER: Aber im süßen Moment der idealistischen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft und nicht die widerstehende Materie in Rechnung zu bringen. [...] Alle steigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete, aber alle beschreiben diesen Bogen und alle fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde.

GYSI: Doch auch dieser Bogen ist ja schön!

SCHILLER: Doch auch dieser Bogen ist ja so schön!!!

GYSI: Nennen Sie etwas großes Unbegreifliches, das uns klein macht – und das uns in seiner Größe doch zugleich erhebt.

SCHILLER: Bewundernswert [...] ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns ...

GYSI: Die Sonne.

SCHILLER: ... und er wird millionenfach gesehen von Millionen Geschöpfen, und von denselben Geschöpfen wieder tausendfach anders.

GYSI: Nun ein anderes Thema: die Frauen. Darf ich so frech sagen: Man redet mit Ihnen über die Liebe, aber auch da schlagen Sie sofort eine Brücke zum Dichten.

SCHILLER: Liebe allein, ohne dieses innere Tätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen – wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird.

GYSI: Und dies kann nur geschehen, wenn Sie schreiben?

SCHILLER: [U]nd dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue.

GYSI: Schreiben als Egoismus?

SCHILLER: Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hoch zu schätzen.

Auf irgendeinem Esel muss man reiten

Georg Büchner über Eisen und Brot, Menschennatur und Larifari

GREGOR GYSI: Georg Büchner, Sie sind unglücklich mit den herrschenden, so festgefügtten Verhältnissen. Ihr Vertrauen

ist nicht sehr groß, dass man die Welt von oben umlenken könnte – ins Menschliche und Sittliche. Also haben Sie keine Hoffnung in die Vernunft und das soziale Gewissen der jeweils herrschenden Elite?

GEORG BÜCHNER: Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren?

GYSI: Vielleicht. Sogar der aufgeklärte Monarch gehörte zu den Modellen der Weltverbesserung.

BÜCHNER: Unmöglich! [...] Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität [...] wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen.

GYSI: Und was ist mit dieser, wie Sie sagen: »großen Klasse« selbst?

BÜCHNER: Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus.

GYSI: Scharfes Urteil!

BÜCHNER: Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. [D]as Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt.

GYSI: Sie haben geschrieben, die Zeit brauche »Eisen und Brot«.

BÜCHNER: ... und dann ein Kreuz oder sonst so was.

Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare

Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter.

Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten *Rechtsgrundsatz* ausgehen.

GYSI: »Absoluter Rechtsgrundsatz«? Für Sie heißt das offensichtlich: Kampfansage ohne Kompromiss. Man muss unerbittlich ...

BÜCHNER: ... die Bildung eines neuen geistigen Lebens im *Volk* suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen.

GYSI: Der Lauf der Zeiten zeigt doch aber auch, dass den Herrschenden durchaus etwas abgerungen werden kann, ohne gleich die Welt-Enden in Brand zu stecken.

BÜCHNER: Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Notwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug.

GYSI: Wenn Sie davon ausgehen, dass nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Änderungen herbeiführen kann, so ist das doch eine bittere Absage an die Kraft des Einzelnen, der ein Beispiel geben könnte.

BÜCHNER: Ich [...] habe [...] in *neuerer* Zeit gelernt, [...] daß alles Bewegen und Schreien der *Einzelnen* vergebliches Torenwerk ist.

GYSI: Aber die Redakteure und Publizisten!

BÜCHNER: [S]ie schreiben, man liest sie nicht.

GYSI: Aber die Propheten!

BÜCHNER: [S]ie schreien, man hört sie nicht.

GYSI: Aber die Mutigen!

BÜCHNER: [S]ie handeln, man hilft ihnen nicht.

GYSI: Sie halten nichts von der Elite, der »wohlhabenden Minorität«?

BÜCHNER: Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben.

GYSI: Sie soll weg?

BÜCHNER: Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

GYSI: Das klingt, als solle beim Aussterben gewaltsam nachgeholfen werden.

BÜCHNER: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es *Gewalt*.

GYSI: Noch einmal inständig: Ist die gute Vorstellung, eine Gesellschaft ohne Gewalt, sondern im Rahmen eines gesetzlichen Zustandes zu verändern, naiv?

BÜCHNER: Was nennt Ihr denn *gesetzlichen Zustand*? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum fronenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen?

GYSI: Sie selbst – ein Mann der Feder und der wissenschaftlich-medizinischen Forschung – werden gewiss

nicht zur Waffe greifen, oder?

BÜCHNER: Wenn ich an dem, [...] was vielleicht geschieht, *keinen* Teil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer teile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen.

GYSI: Es gibt für Sie keine Aussicht auf praktische, kämpfende Bewegungen?

BÜCHNER: Ich habe mich [...] vollkommen überzeugt, [...] daß Jeder, der *im Augenblicke* sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt.

GYSI: Kann ein Dichter den wünschenswerten Aufständen nicht ermutigend zur Seite stehen?

BÜCHNER: Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut, wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht.

GYSI: Ohne Abmilderung des Rohen, des Obszönen, des Schmutzigen?

BÜCHNER: Wenn man so wollte, dann dürfte man keine Geschichte studieren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen

könnte.

GYSI: Sind es nicht die Ideale, die uns in der Kunst erbauen sollen?

BÜCHNER: Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Tun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt.

GYSI: Um mal Schiller zu zitieren ...

BÜCHNER: [I]ch halte viel auf Goethe oder Shakespeare, aber sehr wenig auf Schiller.

GYSI: Nun gut, dann eben nicht Schiller, ich sehe schon: Er ist für Sie zu pädagogisch, zu sehr vom Ideal befeuert ... Sie studierten die Geschichte der Revolution. Wie verhält sich Ihr eigenes anarchisches Empfinden zu dem, was an historischen Erfahrungen vorliegt?

BÜCHNER: Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte.

GYSI: Nichts wird je humaner?

BÜCHNER: Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt [...]. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu

beherrschen unmöglich. [...] Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?

GYSI: Was ist es denn?

BÜCHNER: Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen.

GYSI: Verzeihung. Sogar in einem Brief an Ihre Braut haben Sie Ihren Schmerz zum Ausdruck gebracht: »Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!«

BÜCHNER: Jeder Mensch ist ein Abgrund ...

GYSI: Na ja, ich weiß ja nicht.

BÜCHNER: ... es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.

GYSI: Lieben Sie die Menschen trotzdem?

BÜCHNER: Man muß die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen.

GYSI: Glauben Sie an sich selbst?

BÜCHNER: Will ich etwas Ernstes tun, so komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie; will er das Schwert ziehen: so ist's ein Hasenschwanz ...

Man muß aber unter der Sonne doch auf irgendeinem Esel reiten und so saddle ich in Gottes Namen den meinigen; für's Futter ist mir nicht bang, an Distelköpfen wird's nicht fehlen, solange die Buchdruckerkunst nicht verloren geht.

GYSI: Studieren, studieren, studieren!

BÜCHNER: Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen

Geistes wieder von einer neuen Seite kennen.

Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; aber so friert man erbärmlich.

GYSI: Da rettet das Schreiben, die Literatur – auch die Natur, die Berge?

BÜCHNER: [D]ie Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal und die alten Sagen sind so originell und heimlich [...].

Dritter Teil

Das Prinzip Hoffnung, ohne Pathos

Die hellen Haufen von Volker Braun

Manchmal treffen wir auf einen Stoff, der besonders wiedergibt, was im eigenen Leben tiefe Spuren hinterlassen hat; es ist dann, als habe man geradezu auf diese Weitererzählung eigener Erfahrungen gewartet.

So ging, so geht es mir mit diesem Buch. Dem schmalen Band ist ein Zitat des Philosophen Ernst Bloch vorangestellt: »Was wir nicht zustande gebracht haben, müssen wir überliefern.« Ein besseres Motto hätte sich für diese Erzählung kaum finden lassen: Volker Braun beginnt »wie ein Narr mit den Fakten«, und der Fakt ist der gescheiterte Widerstand der Kalikumpel in Bischofferode vor über 30 Jahren.

Ende 1992 war den Kalikumpeln im wahrsten Sinne des Wortes der Kampf erklärt worden. Die Kali- und Salzwerke der alten Bundesrepublik wollten die Gruben im Osten geschlossen sehen. Sie wollten sich mit dem Werk in Bischofferode nicht den Markt teilen, sondern kalt eine Konkurrenz beseitigen. Einen anderen Grund gab es nicht, denn das Kali, eine sogenannte Devisenquelle für die DDR, ließ sich gut abbauen und wurde seit Jahren mit Gewinn nach Skandinavien, Indien und in andere Länder verkauft. Die Treuhandanstalt leistete »artig« allergrößte Hilfe bei

dieser Standortvernichtung. Dabei war der zuständige Vertreter der Treuhandanstalt Mitglied der SPD.

So also die Fakten. Braun rekapituliert sie, dann aber treibt er ein Spiel mit der Wirklichkeit, er arbeitet sich Schicht für Schicht hinab in einen Arbeiteraufstand, der sich im echten Bischofferode so nicht ereignete, und den der Dichter in zugespitzter Form und mit Fantasie in seinem fiktiven Bitterode auf den Plan ruft. Eine neue Dimension eröffnet sich. Denn: »Wenn man nun das Feld der Fakten verläßt, steht der unermessliche Bereich der Erfindung offen. Orte falsch geschrieben, [...] die Handlung aus den Fingern gezogen. [...] Das tut der Sache keinen Abbruch. Man wird nur tiefer in die Geschichte dringen und sie einmal schärfer machen.«

Es geht in der Erzählung um etwas sehr Altes und inzwischen häufig Weggeredetes: um Klassenkampf und das Mögliche. Die Geschichte »hat mehr in sich, als sich ereignet: auch das Nichtgeschehene, Unsterbliche, Verlorene [...]. All das Ersehnte, nicht Gewagte.«

Bischofferode gehört zum thüringischen Eichsfeld, einer stark katholischen Gegend. Ich kannte den Ort und hatte nicht die besten Erinnerungen, denn 1990 und in den Folgejahren hatte ich es als Politiker der PDS im Eichsfeld besonders schwer. Fenster wurden aufgerissen, ich als Vorsitzender der SED-Nachfolgepartei wurde als »Mörder« titulierte und mit anderen verachtenden Worten bedacht.

Trotzdem fuhr ich jedes Jahr einmal dorthin, um mit den Menschen ins Gespräch zu kommen.

Ich weiß noch, wie ich im Kino von Worbis begrüßt wurde: Kalikumpel standen auf der Empore und läuteten 20 Kuhglocken, um mich zu übertönen, ich auf der Bühne hatte nicht einmal ein Mikrofon. Gegen 20 Kuhglocken hat man keine Chance. Ständig skandierten die Kumpel: »Stasi, Stasi, Stasi ...«, sie meinten die gesamte Partei. Ich lief auf und ab und ab und auf. Nach einigen Minuten drehte ich mich um, nutzte eine Pause, schaute hoch und rief: »Sie haben sich jetzt lange genug vorgestellt.« Diese Frechheit sorgte tatsächlich für Ruhe, und ich konnte sprechen.

Im Jahr 1992 schlug ich für den Osten sozial-politische »Komitees für Gerechtigkeit« vor. Eine Sammlungsbewegung, die gegen Verachtung, Missachtung, Fremdbestimmung, politische und soziale Abgrenzung gedacht war.

Sie funktionierten nicht, aber die mediale Aufmerksamkeit war zunächst groß. Ich wurde zu RTL auf den »Heißen Stuhl« eingeladen und in der Sendung nur beschimpft. Ein Staatssekretär aus dem Bundesministerium der Finanzen, ein CSU-Mitglied, schnarrte fortwährend, ich hätte »keine Ahnung, keine Ahnung«. Plötzlich hatte ich eine Idee: »Es stimmt schon, Herr Staatssekretär, dass Sie mehr Ahnungen haben, hier aber geht es ja um Kenntnisse!« Es ist so selten in der deutschen Sprache, dass ein solcher

Bedeutungsunterschied zwischen dem Singular und dem Plural vorliegt wie bei Ahnung und Ahnungen. Das Publikum tobte, nicht weil es auf meiner Seite stand, sondern weil ihm das Bonmot gefiel. Am nächsten Tag musste ich wieder ins Eichsfeld und stellte fest, dass es nicht mehr die geringsten Angriffe gab. Ich hatte mich tapfer für die Ostdeutschen geschlagen, das war bemerkt worden und brachte mir Respekt ein.

Dieser Auftritt 1992 im Eichsfeld baute mich auf.

Und dann geschah dieser böse Feldzug gegen die Kaliwerke und deren Belegschaft. In jenen Tagen fuhr ich oft ins Eichsfeld zu den Kumpeln. Deren Kuhglocken spielten für mich nicht mehr die geringste Rolle. Jetzt ging es um Beistand. Auf Protestkundgebungen sprach ich, unterhielt mich mit den Bergleuten und ihren Familien, feierte sogar Silvester mit den Kalikumpeln. Es gab damals einen sehr aktiven Gewerkschafter, der das Ganze als Verhandlungsführer unterstützte. Das war Bodo Ramelow.

Mehrere Kumpel gingen in einen Hungerstreik, den sie lange aushielten, um ihr Werk vor der Schließung zu retten. Er machte Bischofferode weltberühmt, ihren Kampf zum Symbol. Und dann machte sich ein kleiner Trupp von Kumpeln auf den Weg Richtung Berlin, zur Treuhandanstalt. Später drohten ihnen deswegen sogar Strafverfahren. Eine starke Welle der Solidarität begleitete die Aktion, aber gleichzeitig machte sich natürlich niemand Illusionen über

die Machtverhältnisse. Letztlich und erwartungsgemäß verloren die Kumpel ihren Kampf.

Dass Schriftsteller wie Stefan Heym und Ulrich Plenzdorf zu Solidaritätsbekundungen nach Bischofferode kamen, sogar die Puhdys ein Solidaritätskonzert an der Grube gaben, erinnerte mich an Zeiten wie die frühen Achtziger, als Heinrich Böll in Mutlangen gegen die Stationierung von Atomraketen protestierte. Oder als im DDR-Herbst 1989 Schauspieler in Dresden eine Resolution vortrugen: »Wir treten aus unseren Rollen heraus. Die Situation in unserem Land zwingt uns dazu.« Sie forderten vom Staat ein Recht auf Information, Dialog und selbstständiges Denken. Und sie gingen mit auf die Straße. Es ist in der Bundesrepublik inzwischen stiller geworden mit der übergreifenden Solidarisierung für sozial bedrohte Belegschaften oder für politische Forderungen.

In jenen Tagen im Eichsfeld spürte ich den Sinn meiner Anwesenheit. Der politische Einsatz hatte plötzlich etwas außergewöhnlich Praktisches bekommen. Ein gutes Gefühl: All das beschriebene Papier, das einem, etwa im Parlament, so oft die Tage zustapelt und die freie Sicht nimmt, war gewissermaßen weggeblasen worden. Allerdings überkam mich zugleich ein Gefühl der Wut darüber, dem schändlichen Treiben gegen die Kumpel nicht wirklich Einhalt gebieten zu können. Auch nicht mit meinem Antrag auf Widerruf der Genehmigung des Kali-Fusionsvertrags.

Wenn ich alles so bedenke, gehört das Erlebnis Bischofferode zu den traurigsten meines Lebens. Nie zuvor oder danach habe ich Ohnmacht so krass und zornig gespürt.

Als das Ende der Kaligruben nicht mehr zu verhindern war, sah ich die so starken, robusten Kumpel weinen. Und ich sah sie noch vor mir, als der entsprechende Ausschuss im Bundestag tagte und entschied, die Gruben zu schließen. Ein Bild, das mir nicht aus dem Gedächtnis gehen wird. Das bleibt wie eine Wunde, die man – im Unterschied zu Betrieben – nicht einfach schließen kann.

Wie gesagt, 19 Bischofferöder sind zu Fuß über 300 Kilometer bis vor die Tore der Treuhandanstalt in Berlin gezogen. Volker Braun hat sie in seiner Erzählung beschrieben, diese dürftige tapfere Prozession, die sich unter einer weißen Fahne versammelt. Im Buch tragen sie den sprechenden Namen »Bitterröder«. Sie machten sich auf den Weg und blieben, trotz Kampf, im wahrsten Sinn des Wortes auf der Strecke. Aber wie gesagt, dann übersteigt die Fiktion die Realität, es ist eine Vision: »Es war nicht die Handvoll, die kämpfte, es war eine Macht, die bereit war zur Schlacht. Am Abend sah man das Haupttor der Treuhand mit Ketten verhängt und die Anstalt symbolisch geschlossen.«

Volker Braun war auch Gast in meiner Gesprächsreihe am Deutschen Theater. Wir kamen auf die DDR zu sprechen, er nannte deren Arbeiterklasse »eine herrschende wie

angeherrschte Klasse, die umsorgt lebte und zugleich frech sorgenlos«. Plötzlich im Westen und rigide abgewickelt, wurde vielen Ostdeutschen das Leben ohne Arbeit dann vielfach zu einem Unglück, und vielen Betroffenen gelang es natürlich nicht, trotzdem zu begreifen und zu genießen, was sie durch die Freiheit vielleicht auch gewonnen hatten. »So taumeln sie«, hat Braun gesagt.

Er bezeichnete das legendäre »Keine Gewalt!« der DDR-Wendezeit als eine »süße, bittere Losung«. Denn letztlich war es, so Braun, eine Kurzformel für Ohnmacht. Angesichts eines Kapitalismus, »der im Moment der Krise nicht zu denken in der Lage ist, es könnte noch etwas anderes« als ihn geben. Dieser Kapitalismus umgarnt die Menschen mit Dingen und Diskursen, die seine wahren, tiefen Probleme vertuschen.

In seiner Erzählung hat Braun den erwähnten kleinen und hilflosen Demonstrationszug der Bischofferöder also in etwas Großes, Massenhaftes, Utopisches weitergeträumt und ausgebaut. Er träumt einen Zug von Millionen herbei, sein Buch ist eine Fantasie des aktiven, bewaffneten Zorns. Dieser Zorn umfasst auch andere Werke, bis nach Mansfeld und Leuna hinüber, ja ganz Ostdeutschland wird zu einer so nie gesehenen Landschaft: Da marschiert ein revolutionärer Zug der Zeit, das erinnert an die Bauernkriege. Bereits im Titel klingt der Name »Heller Lichter Haufen« an, den sich eine Gruppe Bauern selbst gab, einer der Anführer bei Braun

heißt beziehungsreich Mintzer, der Schacht, der stillgelegt werden soll, trägt den Namen »Thomas Müntzer«.

Und dann wäre da noch die Liste der *Zwölf Artikel*, die die Bauern 1525 in Memmingen formulierten und die auch bei Braun ihr Pendant finden: Von überall her strömen Tausende, die den Kolonisatoren das Treuhandwerk legen werden. Arbeiter auf dem Zug für jenen guten großen Frieden, der Arbeit heißt. Ja, eine Arbeiterbewegung.

Künftige Grundgesetze werden auf diesem fiktiven Marsch von den Kumpeln verkündet. Sie sind es wert, hier zitiert zu werden. Die Dichtung übernimmt das Werk der Politik, das ausblieb und noch immer ausbleibt:

DIE MANSFELDER ARTIKEL *von den gleichen Rechten aller*

1. Die Arbeit ist gerecht zu verteilen, unter allen, die Anspruch haben.
2. Die Belegschaft bestimmt, was und wofür produziert wird, nämlich was sinnvoll ist.
3. Nicht den Gewinn maximieren, sondern den Sinn.
4. Schädliche Arbeit und schädliche Produkte sind untersagt.
5. Die Leiharbeit ist abgeschafft.
6. Realeinkommen, für reale Personen. Gerechtigkeit ist das Brot des Volkes.

7. Herrliche Lehrstellen. Lehrjahre sind Herrenjahre.
8. Grundeigentum bleibt Volkseigentum. Das eigene Leben muß *angeeignet* werden.
9. Arbeitszeitverkürzung statt Kurzarbeit.
0. Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Grundentscheidungen.
1. Es bleibt beim Du zwischen Belegschaft und Management.
2. Der Tod ist umsonst, d. h. der hinterbliebene Staat zahlt.

Mintzer fügte an: *Die Zukunft ist ein unbesetztes Gebiet. Sie ist offenzuhalten für Anmut und Mühe. Falls eine Forderung dem entgegensteht oder dem Grundgesetz widerspricht, wird auf [sie] es verzichtet.*

Das ist doch großartig! Allein die Formulierungen prägen sich ein, als seien sie schon ein Teil getaner Arbeit. So liest sich das Einfache, das aber, wie schon Brecht schrieb – so »schwer zu machen ist«.

Der Aufruhr, den Braun gewissermaßen anzettelt, ist freilich unweigerlich mit Gewalt verbunden. Schon fließt Blut, Polizei und Militär rücken an, Schützenpanzer rollen, der Staat schlägt zu, es wird verhaftet, gelyncht, geschossen, getötet ... Konnte denn jemand etwas anderes erwarten? Brauns Erzählung endet bitter, in einer blutigen Niederlage der Aufbegehrenden mit ihren weißen Lappen

und den Keine-Gewalt-Parolen.

Der Dichter stoppt schließlich seine gewaltvolle, gewalttätige Vision. Ja, alles nur ein Dichter-Traum, wie immer in Deutschland: Statt eines erfolgreichen Aufstands gibt es die übliche Realität – Abfindung und Arbeitsamt. Alles wieder schnell beim Alten, und alle im Joch der neuen Zeit: Werkschließung, Abwicklung, Umschulung, Ausverkauf.

In unserem Gespräch auf der Bühne des Deutschen Theaters nannte sich Braun einen Dichter aus der »Zementfabrik« DDR. Warum schreibt man? »Aus Lust, weh zu tun. Vor allem sich selbst. Ich kann mein Leben nur in Widersprüchen erzählen.«

Mangelt es unserer jetzigen Gesellschaft an utopischer Kraft? »Das ist ja keine ernste Frage. Die Wirklichkeit selbst produziert die Dinge. Kommunismus entsteht aus Hunger.«

Warum wurde er zu so einem politischen Dichter? »Ich empfinde die Verhältnisse nie als mich besänftigend.«

Wie empfand er es, in Ost und West gleichermaßen veröffentlicht zu werden? Braun antwortete, dass der kritische Geist zu DDR-Zeiten höchst willkommen war im Westen, aber nach der Wende sah es plötzlich anders aus: »Ich erlebte Momente, da hatte ich das Gefühl, nun auch dort drüben erzogen zu werden, was richtiges Denken sei.«

Volker Braun ist für mich immer ein Arbeiter-Dichter gewesen, einer der wenigen im Land. Arbeiter und Arbeiterinnen, davon ist er überzeugt, »sind und bleiben ein

Personal für die Literatur. Man wird noch Jahrhunderte über sie lachen – und tiefernt nachdenken.«

Zum Schluss des Gesprächs im Deutschen Theater las er aus *Die hellen Haufen*, und ich rezitierte, gut dazu passend, sein Gedicht »Das Eigentum« von 1990, das gewissermaßen zur Hymne ostdeutscher Trauer und des Trotzes wurde. Es beschreibt genau, wie innerlich zerrissen das östliche Deutschland auf dem Weg in die Einheit war (und ist). Zwischen Herbst 1989 und dem 3. Oktober 1990 prallten Hoffnungen und praktischer Realismus ungebrochen aufeinander, und wenn ich dieses Gedicht lese, denke ich Worte wie »unglücklich«, aber auch »aufrecht«, ich denke an harte Enttäuschung, aber auch an kraftvolle Sehnsucht. Was bleibt von uns? Welcher gemeinsame gesellschaftliche Zusammenhang ist noch möglich und wünschenswert?

Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann *bleiben wo der Pfeffer wächst*.
Und unverständlich wird mein ganzer Text
Was ich niemals besaß, wird mir entrissen.
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.

Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.

Wann sag ich wieder *mein* und meine alle.

Bei der Anklage in diesem Gedicht wird die Frage nach der eigenen Verantwortung nicht ausgelassen. Wo ist man als Einzelner unter seinen Möglichkeiten geblieben, um emanzipatorische Impulse zu setzen? Es gibt bei Braun kein falsches »Wir« und kein bequemes Abschieben der Zuständigkeit auf andere. Ohne Pathos wird das Prinzip Hoffnung aufgerufen, und es wird klar, dass man nie ganz das erreichen wird, wovon man träumt.

Wie heißt es im Gedicht von Volker Braun? »Da bin ich noch.« Was für ein lapidarer, aber doch entscheidender Satz! Ein klares Ja zum Leben, zu seinen Widersprüchen. Ein Satz, der sich auf so unterschiedliche Weise betonen lässt und damit jedes Mal seine Wirkung ändert. Er blickt selbstbewusst und kritisch zurück, nicht larmoyant oder verklärend. Er stampft nicht auf, dieser Satz, aber er behält festen Boden unter den Füßen. Immer gibt es einen Weg, und sei es ein Pfad. Misstrauisch bleiben bei den Wegweisern! Auch denen, die man selbst aufgestellt hat ...

In *Die hellen Haufen* spürt man, dass ein Ostdeutscher nicht akzeptiert, wie die Ostdeutschen behandelt wurden. Sein Buch rüttelt auf, rüttelt wach.

Inzwischen gibt es Pläne für ein neues Kaliwerk in Bischofferode. Die früheren Kumpel sind zwar alt geworden

über den unglücklichen Ereignissen von damals, aber ein Stück Genugtuung wäre die »Wiedergeburt« der alten, altherwürdigen Arbeitsstätten, um deren Erhalt sie so hart gekämpft haben, für sie sicher.

Wie steht es in der Erzählung, nach Schlacht und Blut und Sturz? »Die Geschichte hat sich nicht ereignet. [...] Es war hart zu denken, daß sie erfunden ist; nur etwas wäre ebenso schlimm gewesen: wenn sie stattgefunden hätte.«

Es ist ein Konflikt, der zu schaffen macht: Man möchte böse Dinge grundlegend verändern, aber wenn man es ernst meint mit dem Ruf »Keine Gewalt!«, dann hat das Konsequenzen: Demokratie. Aber Demokratie heißt auch: Bürokratie. Also: Kritik an den Zuständen üben (und nicht nur üben!), ja, das unbedingt, aber Opposition darf nicht zerstörerisch einfallen in den Grundbau der Gesellschaft. Deutsche Geschichte heißt: Wir kommen historisch aus viel Gewalt und sind nun in der Gewaltenteilung. Zum Glück. Mit allen Folgen, die leider auch Lähmung und Wirkungslosigkeit bedeuten können.

Bürokratie statt Barrikade? Ich lese Brauns Buch, und in den Sinn kommt mir die Rede von Heidi Reichinnek, der Co-Vorsitzenden der Linksfraction im Bundestag, Ende Januar 2025. Sie rief genau dieses Wort: »Auf die Barrikaden!« Die *taz* schrieb dazu: »Gegen rechts hilft kein erbärmlicher Pastorenton mit geknickter und entmutigter Miene. Man muss den Verantwortlichen in die Augen

gucken, auf den Tisch hauen und ihnen ins Gesicht sagen, was sie sind: erbärmlich. So wie es Heidi Reichinnek in Richtung Friedrich Merz getan hat.«

Demokratie ist nicht das Ende der Radikalität. Der Radikalität des Denkens. Wir denken oft zu brav. Wenn ich radikale Veränderungen will, muss ich den Zeitgeist verändern, muss ich die Stimmung beeinflussen. Bis etwas kippt.

Es ist eine fortwährende Prüfung für die Demokratie: Was wagt man für sie, welche Risiken geht man ihretwillen ein, ohne sich selbst zu gefährden. Es gehört Mut dazu, sehr weit zu gehen, ohne Gefahr zu laufen, zu weit zu gehen.

Am 31. Dezember 1993, jenem letzten Arbeitstag in Bischofferode, wollte auch Bodo Ramelow mit den Bergleuten Silvester feiern. Vier Tage hatte er auf Schlaf verzichtet, war wegen der Verhandlungen unentwegt zwischen Erfurt und Berlin gependelt. Am Silvestertag brach er, vollkommen entkräftet, zusammen. Mehr als 20 Jahre später wird der Linke-Abgeordnete von einem anonymen Informanten eine Kopie des lange geheim gehaltenen, vernichtenden Kali-Fusions-Vertrages erhalten. Er nimmt die zwei Ordner, auf denen deutlich »KALI-VERTRAG« steht, mit in den Landtag, trägt sie zum Tisch der CDU-Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht. Sie lässt die Ordner durch den Minister ihrer Staatskanzlei wieder an Ramelows Platz stellen. Eine irre Szene.

Ein schon etwas zerlesenes, aufgeschlagenes Exemplar von Volker Brauns *Die hellen Haufen* liegt in einer Vitrine des Kali-Bergbaumuseums in Bischofferode. Jemand hat auf einer der beiden offenliegenden Seiten einen Satz angestrichen, von Volker Braun im Text zitiert: »Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird.« Thomas Müntzer.

Plötzlich ist der Mond im Weg

Paul allein auf der Welt von Jens Sigsgaard

Als kleiner Junge bekam ich dieses dänische Kinderbuch geschenkt: *Paul allein auf der Welt* von Jens Sigsgaard. 1942 war es erstmals erschienen, in der DDR kam die Geschichte im Altberliner Verlag Lucie Groszer heraus. Schön klar und wirklich sehr einleuchtend sind auch die farbigen Zeichnungen von Arne Ungermann.

Eines Tages wacht der kleine Paul auf und stellt fest, dass seine Eltern nicht zu Hause sind. Das freut ihn. Er putzt sich nur kurz die Zähne, isst eilig etwas und geht auf die Straße. Er sieht erstaunt: Auch auf der Straße gibt es keine Menschen. Ist er etwa allein auf der Welt? Seine Freude wächst, denn nun kann er machen, was er will. Keine Pflichten, keine Verbote. Er geht zu einer Bank und holt sich Geld, stellt dann aber fest, dass er gar kein Geld braucht – weil ja niemand da ist, bei dem er etwas kaufen könnte. Er nascht Süßigkeiten in den verlassenen Geschäften: herrliche Selbstbedienung, ohne bezahlen zu müssen. Er fährt mit der Straßenbahn, setzt sich ans Steuer eines Feuerwehrautos, er nutzt alle denkbaren Möglichkeiten seiner neuen Freiheit. Dann aber bekommt er großen Hunger und versucht, sich in der Küche eines Hotels selbst etwas zu kochen. Das misslingt vollständig. Und auf dem Spielplatz gibt es keine

Kinder, mit denen er spielen kann. Wippen ist unmöglich geworden.

Da weicht seine Freude der Verzweiflung, denn plötzlich ist es nicht mehr schön, so allein auf der Welt zu sein. Er steigt in ein Flugzeug, startet ... Seltsam, dass mir jetzt, an dieser Stelle, der Pilotenschein in den Sinn kommt, den ich doch tatsächlich vor vielen Jahren erworben habe. Es war immer mein Traum, zu fliegen. Man fliegt und schaut auf die Erde, aber so, als blickte man zu etwas auf. Aber Paul widerfährt etwas Furchtbares: Er fliegt und stößt hart mit dem Mond zusammen. Crash! Dabei fällt der arme Paul kopfüber herunter – und wacht erleichtert in seinem Bett auf. Das Ganze war nur ein schlechter Traum! Paul freut sich, an diesem Morgen seine Eltern wiederzusehen; er geht, nachdem er sich ordentlich gewaschen und gut gefrühstückt hat, auf den Spielplatz, wo er viele Kinder trifft. Er ist glücklich.

Paul allein auf der Welt hat mich als Kind begeistert, und ich habe meine Kinder für dieses Buch begeistert. Nun stelle ich fest, dass mich nicht nur die Erinnerung bewegt, nein, da ist etwas sehr Gegenwärtiges. Ja, die Zeit arbeitet sonderbar an den Wirkungen, die ein Kunstwerk auslöst. Es kann etwas immer schon dagestanden haben in einem Buch, ohne dass wir die Zeichen wirklich lesen konnten.

Pauls Geschichte ist ein Gleichnis: Mitten im erwünschten Alleinsein wächst die Sehnsucht nach anderen Menschen;

und inmitten der anderen lebt der Wunsch, ganz für sich zu sein. Als Kind und Jugendlicher habe ich die Gemeinschaft gesucht, aber meine Eigenheiten wollte ich natürlich nicht aufgeben. Ich war ein Einzelgänger mit Gruppensinn, ich war sozusagen in jedem meiner Bekanntenkreise kenntlich und blieb dennoch irgendwie unerkant. Ich wollte als Kind nicht besonders sein, sondern so wie alle. Aber ich war nicht der Typ, der in Ferienlagern gern im Zelt oder in Bungalows mit vielen anderen Kindern zusammen übernachtete. Mich plagte schon vorher die Sorge, wie man sich wohl miteinander vertrüge. Letztlich habe ich mich eingeordnet und eingewöhnt und entwickelte jene Offenheit, die eine Voraussetzung ist für angenehme Erlebnisse.

Was unterscheidet Alleinsein von Einsamkeit? Wie viel Gemeinschaft braucht der Mensch? Wie vertragen sich Individualität und Kollektivität? Ist Familie ein Auslaufmodell? Gut, dass in moderner Zeit die sozialen Medien und die Digitalisierung die Menschen zusammenführen und Verständigungsgrenzen überwinden, aber bedeutet Kommunikation auch wirklich noch: Gespräch? Führt ein Leben vor Monitoren und Displays nicht auch zu neuer Isolation?

Große Fragen. Natürlich habe ich das alles nicht gedacht und gefragt, als ich das Buch vor sehr vielen Jahrzehnten zum ersten Mal las. Es geht nicht darum, zu schwere Lasten auf die Schultern eines Kinderbuches zu hieven. Aber es ist

erstaunlich, wenn ein Buch nach so langer Zeit zu solchen Fragen anregt. Das Wundersame an guter Literatur besteht darin, dass sie viele Schichten hat, wie die Zwiebel, die Peer Gynt schält, um den langen Weg zu erklären, der zum Kern führt. Jede Schicht guter Geschichten hat ihren eigenen Zauber, und es kann vorkommen, dass eine zunächst einfach erscheinende Erzählung Kindern wie Erwachsenen etwas gibt – jedem Leser und jeder Leserin abhängig vom Alter natürlich etwas anderes.

Interessant ist, dass Kinderbücher und -filme sehr oft die Welt der Jüngsten und die der Älteren verbindet. Dazwischen liegen viele Lebensalter, jedes hat sein eigenes Selbstbewusstsein und seine eigene Geisteswelt – aber zwischen Enkeln und Großeltern gibt es eine geheimnisvolle, ja, eine ganz besondere Beziehung. Sagt man nicht, älter zu werden, bedeute Erfüllung: zu werden wie die Kinder?

Es ist einerseits herrlich, was Paul erlebt: Lautlosigkeit, wie sie in einer Stadt ungewöhnlich ist – aber Geräuschlosigkeit kann auch beklemmend sein. Es ist angenehm, wenn man von niemandem gestört, aufgehalten, kontrolliert wird – aber bedeutet das nicht auch, von niemandem beachtet zu werden? Man ist doch aus Fleisch und Blut – aber der eigene Körper ist mit einem Mal wie Luft? Ohne Menschen ist der Mensch nichts, so einfach darf man die Welt sehen, auch wenn sie wegen so vieler Unverträglichkeiten zwischen Menschen und Gesellschaften

so kompliziert war, ist und wohl bleiben wird.

Es ist bemerkenswert, welche Kreise dieses Buch schlug. Es wurde in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Es war das Lieblingskinderbuch von Thomas Brasch, von der Schauspielerin Carmen-Maja Antoni und ebenso von Heiner Müller. Der sagte, er wolle auch »einmal so einfach und wunderschön schreiben [...] können« – was mich wiederum daran erinnert, wie der Schriftsteller den Regisseur Peter Zadek etwas vorwurfsvoll fragte, warum er denn kein Stück von ihm inszeniere. Zadek sah Müller an und sagte: »Mache ich sofort, wenn Sie mal eins schreiben, das ich verstehe.«

Bei der Schriftstellerin Annett Gröschner, die das Buch von Sigsgaard ebenfalls sehr mag, habe ich gelesen: »Erwachsen bin ich geworden, als ich entdecken musste, dass man nicht immer in einem warmen Bett aufwacht, wenn man gegen den Mond stößt.« Das ist ein unschlagbar einleuchtender, wahrer Satz.

Lesen, und zwar die Leviten

Zum Schluss: zehn neue Gebote und ein elftes

HANS-DIETER SCHÜTT: Herr Gysi, eine Schlussbemerkung zu den 13 Büchern?

GREGOR GYSI: Höchstens das: Wer gern liest, kommt an kein Ende.

SCHÜTT: Mit Büchern gehen wir in uns, aber wir wachsen auch über uns hinaus.

GYSI: Das ist ein Prozess, und beileibe kein kurzer. Also: Fazit unmöglich.

SCHÜTT: Aber fantasieren wir zum guten Schluss noch ein wenig. Wie wäre es mit Geboten? Es gibt sie ja für alle möglichen Gelegenheiten. Sie sollen dem Leben eine Ordnung geben.

GYSI: Wer sich mit Büchern beschäftigt, ist eher auf Entdeckungsreise in Welten, die in kein Raster passen, in keine Schublade, in keinen engen Regelkreis. Gebote?

SCHÜTT: Ja. Steigern wir uns in etwas Schönes hinein, in träumerische zehn Gebote, gewidmet – dem Lesen. Gebote, von denen wir natürlich wissen, dass sie zu Teilen illusorisch, unerfüllbar sind. Das macht Träume nicht weniger nötig.

Womit beginnen?

GYSI: Na gut. Erstens: Endlich wieder mal ein Gedicht lesen!

Ich überlege: Wann habe ich das zum letzten Mal, sozusagen aus dem Bauch heraus, getan? Ist es zu abgehoben? Passt es noch in einen durchrationalisierten Tagesablauf?

SCHÜTT: Die Fragen sind berechtigt. Wann sind wir schon in jener Stimmung, die für Poesie nötig ist?

GYSI: Dieses Argument taugt aber am wenigsten zur Ausrede, denn Gedichte gibt es für jede Stimmung. Eine poetische Atmosphäre, und sei es nur für Minuten, ist niemals gesetzt, sie entsteht immer erst, und zwar: indem wir lesen! Können wir die Verse des Gedichts, das uns im Leben etwas bedeutete, immer noch auswendig?

SCHÜTT: Zweitens: Wie wäre es, mal nicht nur abends, also nach den Mühen des Tages zu einem Buch zu greifen, sondern auch schon morgens, direkt nach dem Klingeln des Weckers?

GYSI: Das ist nun wirklich sehr viel verlangt, ich kenne schließlich meine Gewohnheiten, aber gut, hier geht es ja um eine kleine Fantasie. Das Aufstehen am Morgen ist nicht automatisch schon ein Erwachen, das stimmt schon, und vor der erfrischenden Dusche darf doch auch mal eine erfrischende Geschichte oder ein aufmunternder Gedanke stehen. Mit solchen Dingen sollte man nicht allein bleiben, und da schlage ich ein drittes Gebot vor: Zur guten Angewohnheit sollte es gehören, einem nahen Menschen hin und wieder unbedingt etwas vorzulesen, einfach so,

ohne größeren Anlass; es genügt doch, wenn man selbst von einem Buch, dessen Sprache, dessen Geist sehr beeindruckt ist. Eine gemeinsame Bibliothek zu Hause ist schön – noch schöner aber ist es, gemeinsame Leseindrücke zu teilen.

SCHÜTT: Dass Sie für die 13 Bücher Ihres Lebens auch *Paul allein auf der Welt* gewählt haben, bringt mich aufs nächste Gebot: Wie wäre es, mal wieder, seit Langem, das Kinderbuch in die Hand zu nehmen, das man durch alle Umzüge aus früherer Zeit herübergerettet hat?

GYSI: Gute Frage: Wo steht dieses Buch eigentlich in der Hausbibliothek? In welchem Zustand ist es? Welche Erinnerung ist nach wie vor damit verbunden?

SCHÜTT: Und wissen wir noch, warum wir es aufgehoben haben?

GYSI: Eines von Brechts bekanntesten Gedichten benennt eine ausgewählte Reihe von »Vergnügungen«. Es sind 16, die Liste beginnt mit »Der erste Blick aus dem Fenster am Morgen« – ist doch schön, dass gleich an zweiter Stelle steht: »Das wiedergefundene alte Buch« ... So, wie viele Gebote haben wir inzwischen?

SCHÜTT: Vier. Auf zehn wollen wir kommen. Fünftens: Ich kann mir vorstellen, dass Menschen auch an Buchhandlungen traurig vorbeilaufen, denn steigende Preise machen vor keiner Geschäftstür halt. Trotzdem! Einfach hineingehen in die Buchhandlung, ein Buch aus

einem der Regale herausnehmen, sich auf einen der Stühle oder Sessel niederlassen, eine halbe Stunde (oder weniger) etwas lesen, dann wieder hinausgehen und sich einreihen in die gewohnte Hektik. Aber mit einem Eindruck im Kopf!

GYSI: Das ist eine eigenartige Idee, besonders, wenn man sie für einen Arbeitstag empfiehlt.

SCHÜTT: Na und?

GYSI: Ja, einverstanden, ab und zu darf es zum Leben gehören, etwas Unvernünftiges, Unpassendes zu tun, das unseren eingefahrenen Abläufen ein Schnippchen schlägt. Und dazu passt ein sechstes Gebot: den Fernseher zu Hause, und zwar ein gutes Buch lang, zum Schweigen bringen! Wirklich abschalten, das fängt tatsächlich mit – Abschalten an. Und siebentens: Ab und zu an Theodor Fontane denken – lieber ein gutes Buch als schlechte Gesellschaft.

SCHÜTT: Sagt der Politiker, der Abgeordnete.

GYSI: Es wird noch besser! Zu den wichtigen Planungen gehört ja der Jahresurlaub. Da habe ich eine Idee für ein achttes Gebot: nämlich auf eine Weltreise zu gehen – indem man daheimbleibt! Also: eine Reise in die Weltliteratur buchen und völlig ungestört, je nach Bedürfnis, Robert Musil, Christa Wolf, Marcel Proust, Leo Tolstoi, Honoré de Balzac, Michail Scholochow, Alfred Döblin, Gottfried Keller oder Simone de Beauvoir lesen. Oder den Roman *Der brave Soldat Schwejk* von Jaroslav Hašek. Schwejk will eigentlich

nur zum Bier nach Budweis ...

SCHÜTT: ... und seine Abenteuer erzählen: Was immer die Wegweiser anzeigen, lass dich nicht ablenken, bleib bei deinem Ziel: Auf nach Budweis!

GYSI: Verreisen ist und bleibt schön, man muss es sich nur leisten können ... Apropos Bier: In Auerbachs Keller wird ja eher zu Wein gegriffen: »Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!«

SCHÜTT: Aha, wieder der *Faust*. Wussten Sie, dass Goethe bevorzugt ältere Zeitungen las? Er wollte sich nicht irritieren und künstlich aufregen lassen von aufgebauchten Dingen, die sich doch so schnell wieder erledigen.

GYSI: Das ist ein guter Rat: den Jahrmarkt der abgehetzt aufsteigenden Bestseller meiden.

SCHÜTT: Und deshalb, neuntens, nur noch Bücher lesen, die älter als fünf Jahre sind.

GYSI: Nein, das geht zu weit, dagegen wehrt sich mein Eigennutz: Da müsste ich ja mindestens fünf Jahre warten, bis jemand ein Buch liest, das ich geschrieben habe. Das will keine Autorin, kein Autor.

SCHÜTT: Sie haben gesagt, Lesen sei Ihnen gewissermaßen beruflich nah, denn es sei Opposition.

GYSI: Wir lesen, um zu lesen – nämlich: der Unfreundlichkeit, der Ungerechtigkeit die Leviten.

SCHÜTT: Das ist ein guter Maßstab, um ein Buch

auszuwählen. Nehmen wir das als zehntes Gebot.

GYSI: Es ist das wahre erste Gebot. Von einem Dichter, ich weiß nicht mehr, von wem, habe ich übrigens noch ein elftes Gebot gehört. Es ist unser Grundrecht als Leserinnen und Lesern, wir dürfen es von allen einfordern, die ein Buch schreiben: Du sollst nicht langweilen!

Literaturverzeichnis

Erster Teil

Lessing, Doris: *Das goldene Notizbuch*. Frankfurt am Main 1980.

Reich-Ranicki, Marcel: *Mein Leben*. Stuttgart 1999.

Held, Kurt: *Die rote Zora und ihre Bande*. Frankfurt am Main 1994.

Luther, Martin: *Die Bibel*. Stuttgart 1984.

Mann, Heinrich: *Der Untertan. Roman*. Frankfurt am Main 1996.

Zweiter Teil

Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil*. München 1986.

Mann, Thomas: *Mario und der Zauberer. Ein tragisches Reiseerlebnis*. Frankfurt am Main 1989.

Luxemburg, Rosa: *Briefe aus dem Gefängnis*. Berlin 2006.

Lessing, Gotthold Ephraim: *Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen*. Frankfurt am Main 2003.

Doyle, Arthur Conan: *Der Hund von Baskerville*. Berlin 1986.

Marx, Karl & Engels, Friedrich: *Manifest der kommunistischen Partei*. Berlin 2003.

Eine kleine Schatzheberei - Im »Gespräch« mit Friedrich Schiller und Georg Büchner

Schiller, Friedrich: *Die Räuber*, in: Schiller. Sämtliche Werke. Berliner Ausgabe, Bd. 2. Berlin 2005.

Schiller, Friedrich: *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua*, in: Schiller. Sämtliche Werke. Berliner Ausgabe, Bd. 2. Berlin 2005.

Goethe, Johann Wolfgang von: *Nach Falconet und über Falconet*, in: Johann Wolfgang von Goethe. Berliner Ausgabe. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen, Bd. 19. Berlin 1960.

Schiller, Friedrich: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*. Stuttgart 2000.

Schiller, Friedrich: *Brief an Andreas Streicher, 14. 1. 1783*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Henriette von Wolzogen, 13. 11. 1783*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Wilhelm Reinwald, 5. 5. 1784*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Gottfried Körner, 10. 2. 1785*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am

Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Gottfried Körner, 7. 5. 1785*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Ferdinand Huber, 25. 3. 1785*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, 7. 9. 1794*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Brief an Ferdinand Huber, 5. 10. 1785*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Schiller, Friedrich: *Briefe an Lotte von Lengefeld und Caroline von Beulwitz, 14. 2. 1790*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main 2002.

Büchner, Georg: *Brief an Gutzkow, Anfang Juni 1836*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an die Familie, um den 6. 4. 1833*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Der Hessische Landbote*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an die Familie, im Juni 1833*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an Wilhelm Büchner, im September 1835*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an die Familie*, 28. 7. 1835, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an die Braut, um den 9.-12. 3. 1834*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Lenz*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an die Braut, um den 19.-21. 3. 1834*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an August Stoeber*, 9. 12. 1833, in: Werke und Briefe. München 1988.

Büchner, Georg: *Brief an Gutzkow, 1835*, in: Werke und Briefe. München 1988.

Dritter Teil

Braun, Volker: *Die hellen Haufen. Erzählung*. Berlin 2011.

Sigsgaard, Jens: *Paul allein auf der Welt*. Berlin 1989.

Impressum

ISBN 978-3-8412-3937-2

Aufbau Digital

veröffentlicht in der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin,
September 2025

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2025

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Die Originalausgabe erschien 2025 bei Aufbau, einer Marke
der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche
Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des
Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen,
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen
Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B.
über das Internet.

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b
UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des
Verlages untersagt ist.

Covergestaltung Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung eines Motivs von © Natascha Zivadinovic

Wer von diesem Buch begeistert ist, liest auch ...

Gabriele Gysi, Gregor Gysi
Unser Vater



Jetzt kostenlos reinlesen



[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Über Privilegien und Prinzipien, Gott und andere Größen, deutsche Wahrheiten und jüdischen Witz – Gregor und Gabriele Gysi sprechen über ihren Vater Klaus Gysi

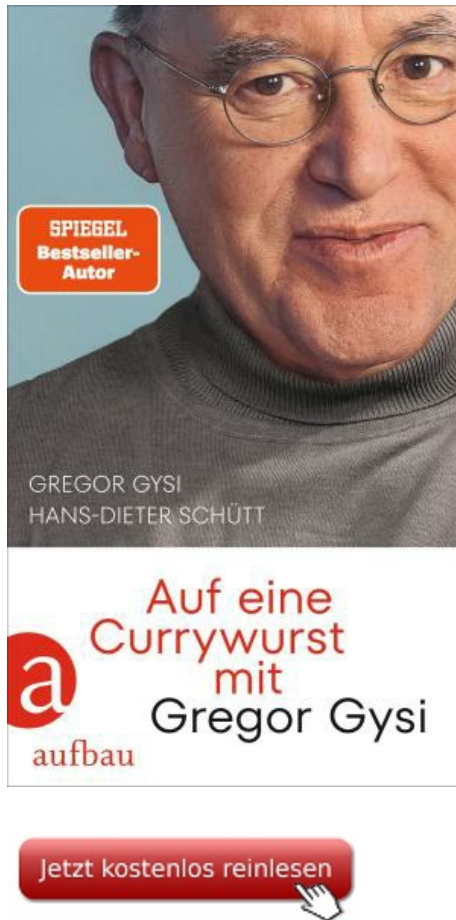
Klaus Gysis Leben ist geprägt von den Extremen des 20. Jahrhunderts: 1912 als Berliner Arztsohn in bürgerliche Verhältnisse geboren, wird er in jungen Jahren zum überzeugten Kommunisten und muss während der Nazizeit wegen seiner Überzeugungen, aber auch als Jude um sein Leben fürchten. Er sieht die DDR als große Chance und wird zeitlebens an ihren politischen Widersprüchen leiden: als Mitbegründer des Aufbau Verlages und späterer Verlagsleiter, Kulturminister, als Botschafter in Italien und Staatssekretär für Kirchenfragen. Funktionär - und Feingeist. Genosse - und Lebemann. Vor allem aber auch: Vater. Seine Tochter, die Schauspielerin Gabriele Gysi, und sein Sohn, der Politiker Gregor Gysi, zeichnen ein vielschichtiges Bild ihres Vaters.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Gregor Gysi, Hans-Dieter Schütt

Auf eine Currywurst mit Gregor Gysi



[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Gregor Gysi – so offen und persönlich wie noch nie.

Gregor Gysi, Legende der Linkspartei und alternativer Elder Statesman, wird auf seinen Lesereisen seit Jahren von Hans-Dieter Schütt begleitet. So kam es zu den Gesprächen am Imbissstand, die in diesem Buch versammelt sind: Gysi in seinem Element, schlagfertig, pointiert, lebensklug. Über Wodka, Fußball und Ostdeutschland, über die Letzte Generation und die erste deutsche Kanzlerin, über die Medien, Sinnlichkeit und Gott. Gysi on tour durchs Leben – wie es ist, wie es sein

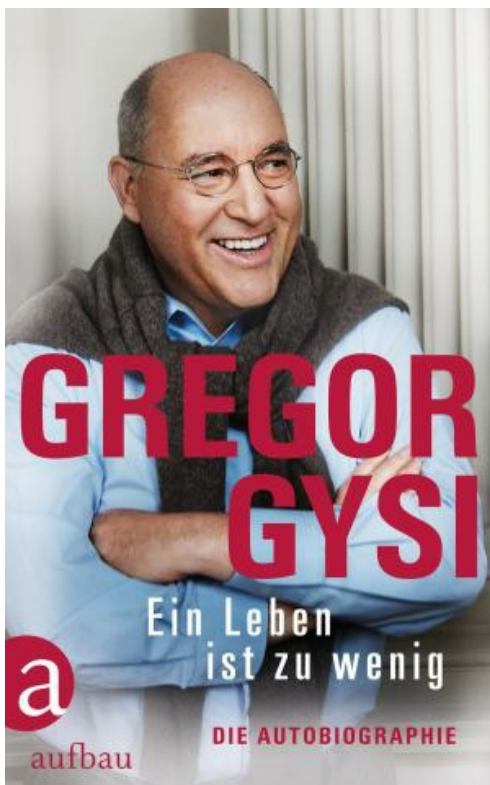
sollte und wie wir es verändern könnten.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Gregor Gysi

Ein Leben ist zu wenig



Jetzt kostenlos reinlesen

[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Gregor Gysi hat linkes Denken geprägt und wurde zu

einem seiner wichtigsten Protagonisten. Hier erzählt er von seinen zahlreichen Leben: als Familienvater, Anwalt, Politiker, Autor und Moderator. Seine Autobiographie ist ein Geschichts-Buch, das die Erschütterungen und Extreme, die Entwürfe und Enttäuschungen des 20. Jahrhunderts auf sehr persönliche Weise erlebbar macht.

„Erstaunlich, was sich alles ereignen muss, damit irgendwann das eigene Leben entstehen kann.“ Gregor Gysi.

"Gregor Gysi ist wohl der amüsanteste und schlagfertigste, auch geistig beweglichste Politiker, der seit Menschengedenken die Bühne der deutschen Öffentlichkeit betreten hat." ZEIT.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

[Datenschutzhinweis](#)